

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Januar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 15.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bd. v. 11./VI. 70.

III. Weihnachtsmorgen.

An Lewins Seele waren inzwischen unruhige Träume vorübergegangen. Die Fahrt im Dünwind hatte ihn fiebrig gemacht und erst gegen Morgen versiel er in einen festen Schlaf. Eine Stunde später begann es bereits im Hause lebendig zu werden; auf dem langen Korridor, an dessen Nordostende Lewins Zimmer gelegen war, hallten Schritte auf und ab, schwere Holzfüße wurden vor die Feuerstellen gesetzt und große Scheite von außen her in den Dien geschoben. Bald darauf öffnete sich die Thüre und der alte Diener, der am Abend zuvor seinen jungen Herrn empfangen hatte, trat ein, einen Blaker in der Hand. Seltor blieb liegen, reckte sich auf dem Kesselfell und wedelte nur, als ob er rapportiren wollte: Alles in Ordnung. Zeebe setzte das Licht, dessen Flamme er bis dahin mit seiner Rechten sorglich gehütet hatte, hinter einen Schirm und begann alles, was an Garderobestücken umherlag, über seinen linken Arm zu paden. Er selbst war noch im Morgenroth; zu den Sammtjosen und Gamajchen, ohne die er nicht wohl zu denken war, trug er einen Arbeitsrock von doppeltem Zwillich. Als er alles beisammen hatte, trat er, leise wie er gekommen war, seinen Rückzug an, dabei nach Art alter Leute unverständliche Worte vor sich her murrend. An dem zustimmenden Nicken seines Kopfes aber ließ sich erkennen, daß er zufrieden und guter Laune war.

Die Thüre blieb halb offen und das erwachende Leben des Hauses drang in immer mahrenderen, aber auch in immer anheimelnderen Klängen in das wieder still gewordene Zimmer. Die großen Scheite Nichtenholz sprangen mit lautem Krach auseinander, von Zeit zu Zeit züchte das Wasser, das aus den nahgewordenen Stüden in kleinen Rinne ins Feuer lief, und von der Korridornische her hörte man den sichern und regelrechten Strich, mit dem Zeebes Bürste der Hacheln und Hächeln, die nicht los lassen wollten, Herr zu werden suchte.

Alles das war hörbar genug, nur Lewin hörte es nicht.

XIV. Jahrgang, 13. ad.

Endlich beschloß Seltor, der Ungeduld Zeebes und seiner eigenen ein Ende zu machen, richtete sich auf, legte beide Vorderfüße aufs Deckbett und fuhr mit seiner Zunge über die Stirn des Schlafenden hin, ohne weitere Sorge, ob seine Lieblingen willkommen seien oder nicht. Lewin wachte auf; die erste Verwirrung wich einem heiteren Lachen. „Kusch Dich, Seltor“, damit sprang er aus dem Bett. Der Morgenschlaf hatte ihn frisch gemacht; in wenig Minuten war er angekleidet, ein Vortheil halb soldatischer Erziehung. Er durchschritt ein paarmal das Zimmer, betrachtete lächelnd einen mit vier Nadeln an die Tischdecke festgesteckten Bogen Papier, auf dem in großen Buchstaben stand: „Willkommen in Hohen-Viech“, ließ seine Augen über ein paar Silhouettenbilder gleiten, die er von Jugend auf kannte und doch immer wieder mit derselben Freundigkeit begrüßte, und trat dann an eines der zugefrorenen Fenster. Sein Hauch thaut die Eisblumen fort, ein Fleckchen, nicht größer wie eine Glaslinse, wurde frei, und sein erster Blick fiel jetzt auf die eben aufgehende Weihnachtssonne, deren rother Ball hinter dem Thurmtknopf der Hohen-Viecher Kirche stand. Zwischen ihm und dieser Kirche erhoben sich die Bäume des hügelansteigenden Parkes, phantastisch bereift, auf einzelnen ein paar Naben, die in die Sonne sahen und mit Gekreisch den Tag begrüßten.

Lewin freute sich noch des Bildes, als es an die Thüre klopfte.

„Nur herein!“

Eine schlanke Mädchengestalt trat ein und mit herzlichem Kusch schlossen sich die Geschwister in die Arme. Daß es Geschwister waren, zeigte der erste Blick: gleiche Figur und Haltung, dieselben ovalen Köpfe, vor allem dieselben Augen, aus denen Phantasie, Klugheit und Treue sprachen.

„Wie freue ich mich, Dich wieder hier zu haben. Du bleibst doch über das Fest? Und wie gut Du aussiehst, Lewin! Sie sagen, wir ähnelten uns; es wird mich noch eitel machen.“

Die Schwester, die bis dahin wie musternd vor dem Bruder

gestanden hatte, legte jetzt ihren Arm in den seinen und fuhr dann, während beide auf der breiten Strohmatten des Zimmers auf und ab promenirten, in ihrem Geplauder fort.

„Du glaubst nicht, Lewin, wie öde Tage wir jetzt haben. Seit einer Woche slog uns nichts wie Schneeflocken ins Haus.“

„Aber Du hast doch den Papa...“

„Ja und nein. Ich hab' ihn und hab' ihn nicht; jedenfalls ist er nicht mehr wie er war. Seine kleinen Aufmerksamkeiten bleiben aus; er hat kein Ohr mehr für mich, und wenn er es hat, so zwingt er sich und lächelt. Und an dem allen sind die Zeitungen schuld, die ich freilich auch nicht missen möchte. Kaum daß Hoppenmarieten in den Klur tritt und das Postpaket aus ihrem Rattuntuch wickelt, so ist es mit seiner Ruhe hin. Er geht an mir vorbei, ohne mich zu sehen. Briefe werden geschrieben; die Pferde kommen kaum noch aus dem Gehirre; zu Wagen und zu Schlitten geht es hierhin und dorthin. Oft sind wir Tage lang allein. Ein Glück, daß ich Tante Schorlemmer habe, ich ängstigte mich sonst zu Tode.“

„Tante Schorlemmer! So findet alles seine Zeit.“

„O, sie braucht nicht erst ihre Zeit zu finden, sie hat immer ihre Zeit, das weiß niemand besser als Du und ich. Aber freilich, eines ist meiner guten Schorlemmer nicht gegeben, einen öden Tag minder öde zu machen. Möchtest Du, eingekleidet, einen Winter lang mit ihr und ihren Sprüchen am Spinnrad sitzen?“

„Nicht um die Welt. Aber wo bleibt der Pastor? Und wo bleibt Marie? Ist denn alles zerfallen und verfliegen?“

„Nein, nein, sie sind da, und sie kommen auch, und sind die alten noch; lieb und gut wie immer. Aber unsere Hohen-Viege-Tage sind so lang, und am längsten, wenn im Kalender die kürzesten stehen. Marie kommt übrigens heute Abend; sie hat eben anfragen lassen.“

„Und wie geht es unserm Liebling?“

„In den drei Monaten, daß Du nicht hier warst, ist sie voll heran gewachsen. Sie ist wie ein Märchen. Wenn morgen eine goldene Kutsche bei Kniebäses vorgefahren käme, um sie aus dem Schulzenhause mit zwei schleppentragenden Pagen abzuholen, ich würde mich nicht wundern. Und doch ängstigt sie mich. Aber je mehr ich mich um sie Sorge, desto mehr liebe ich sie.“

So weit waren die Geschwister in ihren Plaudereien gekommen, als Zeeke — nunmehr in voller Livree — in der Thüre erschien, um seinen jungen Herrschaften anzukündigen, daß es Zeit sei.

„Wo ist Papa?“

„Er baut auf. Krist und ich haben zutragen müssen.“

„Und Tante Schorlemmer?“

„Ist im Klur. Die Singekinder sind eben gekommen.“

Lewin und Renate nickten einander zu und traten dann heiteren Gesichts und leichten Ganges, ein jeder stolz auf den andern, in den Korridor hinaus. In demselben Augenblick, wo sie an dem Treppentopf angelangt waren, klang es weihnachtlich von hellen Kinderstimmen zu ihnen herauf. Und doch war es kein eigentliches Weihnachtslied. Es war das alte „Nun danket alle Gott,“ das den märkischen Kehlen am geläufigsten ist und am freiesten aus ihrer Seele kommt. „Wie schön,“ sagte Lewin, und horchte bis die erste Strophe zu Ende war.

Als die Geschwister im Niedersteigen den untersten Treppenabstich erreicht hatten, hielten sie abermals und überblickten nun das Bild zu ihren Füßen. Die gewölbte Klurhalle, groß und geräumig, trotz der Eichenschränke, die umher standen, war mit Menschen, jungen und alten, gefüllt; einige Mütterchen hockten auf der Treppe, deren unterste Stufen bis weit in den Klur hinein vorprangen. Links, nach der Park- und Gartenthür zu, standen die Kinder, einige sonntäglich gepuht, die anderen nothdürftig gekleidet, hinter ihnen die Armen des Dorfes, auch Siedhe und Krüppel; nach rechts hin aber hatte alles, was zum Hause gehörte, seine Aufstellung genommen: Der Jäger, der Inspektor, der Maier, Krist und Zeeke, dazu die Mägde, der Mehrzahl nach jung und hübsch, und alle gekleidet in die malerische Tracht dieser Gegenden, den rothen Friesrock, das

schwarzseidene Kopfstuch und den geblümten Manchester-Spencer. In Front dieser bunten Mädchengruppe gewahrte man eine ältliche Dame über fünfzig, grau gekleidet mit weißem Tuch und kleiner Tüllhaube, die Hände gefaltet, den Kopf vorgebeugt, wie um dem Gesänge der Kinder mit mehr Andacht folgen zu können. Es war Tante Schorlemmer. Nur als die Geschwister auf dem Treppenabstich erschienen, unterbrach sie ihre Haltung und erwiderte Lewins Gruß mit einem freundlichen Nicken.

Nun war auch der zweite Vers gesungen und die Weihnachtsbescherung an die Armen und Kinder des Dorfes, wie sie in diesem Hause seit alten Zeiten Sitte war, nahm ihren Anfang. Niemand drängte vor; jeder wußte, daß ihm das Seine werden würde. Die Kranken erhielten eine Suppe, die Krüppel ein Almosen, alle einen Feststücken, an die Kinder aber traten die Mägde heran und schütteten ihnen Äpfel und Rüsse in die mitgebrachten Säcke und Taschen.

Das Gabenpenden war kaum zu Ende, als die große vom Klur aus in die Halle führende Flügelthüre von innen her sich öffnete und ein heller Lichtschein in den bis dahin nur halb erleuchteten Klur drang. Damit war das Zeichen gegeben, daß nun dem Hause selber bescheert werden sollte. Der alte Wigewitz trat zwischen Thüre und Weihnachtsbaum, und Lewins ansichtig werdend, der am Arm der Schwester dem Festzug vorausschritt, rief er ihm zu: „Willkommen, Lewin, in Hohen-Viege.“ Vater und Sohn begrüßten sich herzlich; dann legten die Geschwister ihren Umgang um die Tafel fort, während draußen im Klur die Kinder wieder anstimmten:

Lob, Ehr und Preis sei Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Und dem, der beiden gleich
Im höchsten Himmelsthronen.

Der Zug löste sich nun auf und jeder trat an seinen Platz und seine Geschenke. Alles gefiel und erfreute, die Schawls, die Westen, die seidenen Tücher. Da lagerte kein Unmuth, keine Enttäuschung auf den Stirnen; jeder wußte, daß schwere Zeiten waren, und daß der viel heimgeachtete Herr von Hohen-Viege sich mancher Entbehrung unterziehen mußte, um die gute Sitte des Hauses auch in bösen Tagen aufrecht zu erhalten.

Zu beiden Seiten des Kamins, über dessen breiter Marmorfontäne das überlebensgroße Bild des alten Matthias aufragte, waren auf kleinen Tischen die Gaben ausgebreitet, die der Vater für Lewin und Renate gewählt hatte. Lieblingswünsche hatten ihre Erfüllung gefunden, sonst waren sie nicht reichlich. An Lewins Platz lag eine gezeugene Doppelbüchse, Subler Arbeit, sauber, leicht, fest, eine Freude für den Kenner. „Das ist für Dich, Lewin. Wir leben in wunderbaren Tagen. Und nun komm und laß uns plaudern.“

Beide traten in das nebenan gelegene Zimmer, während in der Halle die Weihnachtslichter niederbrannten.

IV. Berndt von Wigewitz.

Der Vater Lewins war Berndt von Wigewitz, ein hoher Fünzfziger. Mit dreizehn Jahren bei den zu Landsberg garnisonirenden Knobelsdorff- Dragonern eingetreten, hatte er, nach beinahe dreißigjährigem Dienst, das Kommando des berühmten Regiments eben übernommen, als ihn, im Sommer 1795, der Abschluß des Basler Friedens veranlaßte, seinen Abschied zu fordern. Voller Absehen gegen die Pariser Schreckensmänner, sah er in dem „Paktiren mit den Regiciden“ ebenso eine Gefahr wie eine Erniedrigung Preußens. Er zog sich verstimmt nach Hohen-Viege zurück. Vielleicht war es ein Ausdruck seiner Verstimmlung, daß er es, wenigstens im geselligen Verkehr, vorzog, seinen militärischen Rang ignorirt und sich lediglich als Herr von Wigewitz angesprochen zu sehen. Das Gut selbst war ihm schon sieben Jahre früher zugefallen, unmittelbar fast nach seiner Vermählung mit Madeleine von Dumoulin, ältesten Tochter des Generalleutenants von Dumoulin, der bei Jorndorf, als jüngster Offizier in der Schwadron des Rittmeisters von Wakenig, Wunder der Tapferkeit verrichtet und nach zweimaligem Durchbrechen der russischen Quarrés den Pour le mérite auf dem Schlachtfelde empfangen hatte.

Madeleine von Dumoulin, groß, schlank, blond, eine typische deutsche Schönheit, wie so oft die Töchter des alt-französischen Adels, war der Abgott ihres Gemahls. Und doch sah sie zu ihm hinauf; ohne Präensionen, fast ohne Laune, beugte sie sich vor der Ueberlegenheit seines Charakters. Die Geburt eines Sohnes, noch in der Garnisonstadt des Regiments, schuf ein gesteigertes Glück, das aus beider Augen noch lebhafter sprach, als ihnen, bald nach ihrer Uebernahme von Hohen-Biez, auch eine Tochter geboren wurde. Es war im Mai 1795, ein Frühlingsregen sprühte und das Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen, ein Regenbogen, stand verheißungsvoll über dem alten Hause. Aber die Verheißung, wenn sie dem Kinde gelten mochte, galt nicht dem Vater. Ein Allerschmerzliches blieb auch ihm, wie so vielen seiner Ahnen, uneripart. Es traf ihn anders, aber nicht minder schwer.

Der Tag von Jena hatte über das Schicksal Preußens entschieden; elf Tage später hielten bereits angemeldete französische Divisoren vor dem Herrenhause in Hohen-Biez, zu deren Bewillkommnung, um nicht Aufstoß zu geben, auch die kaum von einem hitzigen Fieber wieder hergestellte, noch die Blässe der Krankheit zeigende Dame vom Hause erschienen war. In der Halle war gedeckt. Frau von Wigewitz blieb und schien ihren Zweck, ein leidliches Einvernehmen zwischen Wirth und Gästen herzustellen, erreichen zu sollen, als sich, während schon der Nachtisch aufgetragen wurde, ein ihr gegenüber sitzender Kapitän, von der spanischen Grenze, olivenfarbig, mit dünnem Spitzbart erhob und in unziemlicher Hulbigung Worte lallte, die der schönen Frau das Blut in die Wangen trieben. Berndt von Wigewitz fuhr auf den Glenden ein, andere Offiziere, dazwischen springend, trennten die mit einander Ringenden und Partei ergreifend für den beleidigten Gemahl, stellten sie draußen im Park den Platz ab, wo der Handel auf der Stelle ausgemacht werden sollte. Berndt, ein Meister auf den Regen, verwundete seinen Gegner schwer am Kopf und die Franzosen, in der ihnen eigenen ritterlichen Gesinnung, beglückwünschten ihn, ohne die geringste Verstimmung zu zeigen, zu seinem Triumph. Aber es war ein kurzer Sieg, zum mindesten ein theuer erkaufter. Die heftigen, von solchen Vorgängen unzerrennlichen Erregungen waren die schöne Frau aufs Krankenbett zurück, am dritten Tag war sie aufgegeben, am neunten trugen sie sie die alte Kuchbaumallee hinauf, bis an die Hohen-Bieger Kirche und senkten sie unter Innehaltung aller von ihr gegebenen Bestimmungen ein. Nicht in die Gruft, sondern in „Gottes märtyrige Erde“ wie sie so oft gebeten hatte. Die Glocken klangen den ganzen Tag ins Land und als der Frühling kam, lag ein Stein auf der Grabeshöhe, ohne Namen, ohne Datum, nur tief eingegraben: „Hier ruht mein Glück.“

Berndts Charakter hatte sich unter diesen Schlägen aus dem Ernsten völlig ins Finstere gewandelt. Die Lage des zerbrochelten, nahezu aus der Reihe der Staaten gestrichenen Vaterlandes war nicht dazu angethan, ihn aufzurichten. Sein eigener Besitz entwertet, die Ernten geraubt, das Gehört von Mäuerhänden halb niedergebrannt — so verriel er auf Jahr und Tag in brütenden Trübnis und lebte erst wieder auf, als Sorge und Mißgeschick, die beinahe unausgesetzt auf ihn einbrangen, einen großen Haß in ihm gezeitigt hatten. Er wurde rührig, regsam, er hatte Ziele, er lebte wieder.

Der Haß, dem er dieses dankte, richtete sich gegen alles, was von jenseit des Rheines kam, aber doch war ein Unterschied in dem, was er gegen den Nachbarn und gegen die französische Nation empfand. Für diese letztere, deren Muth, Begeisterung und Opferfähigkeit er so oft gepriesen, so oft vorbildlich hingestellt hatte, hatte er, wie fast alle Märker, im tiefsten Herzen eine nicht zu ertödtende Vorliebe und aller Haß, den er dieser Liebe zum Trotz, stark und ehrlich zur Schau trug, war vielmehr Rückschlag und Staß, als unmittelbare Empfindung, empor gewachsen aus der unablässigen, mit Geisteslichtheit begabten Betrachtung, daß, — um ihn selber sprechen zu lassen — „das undankbarste aller Völker einen guten König geschlachtet habe, um sich vor den Triumphwagen eines freiwilderrischen Tyrannen zu spannen.“ Ganz anders sein Haß gegen den Bonaparte selbst. Ungemacht und ungekünstelt,

sprang er wie ein heißer Quell aus seinem Herzen. Schon der Name widerete ihm an. Er war kein Franzos, er war Italiener, Korsie, ausgewachsen an jener einzigen Stelle in Europa, wo noch die Blutrache Sitte und Gesetz, und selbst die Größe, die er ihm zugeföhnt mußte, war ihm haumens- aber nicht bewundernswürth, weil sie alles himmlischen Lichtes entbehrte. Er sah in ihm einen Dämon, nichts weiter; eine Geißel, einen Bürger, einen aus Westen kommenden Dschingis Khan. Als Mitte November bekannt wurde, daß der Kaiser Küstrin passiren werde, um bis an die Weichsel zu gehen, führte Berndt seine beiden halberwachsenen Kinder, Renate zählte elf, Lewin eben sechszehn Jahre, nach der alten Oderfestung, und nahm Stand an dem Müncheberger Thore, um ihnen den zu zeigen, „den Gott gezeichnet habe“. Und als dieser nun unter dem gewölbten Portal hin in die stille Stadt eintritt und das gelbe Wachsgeßicht, wie ein unheimlicher Lichtpunkt zwischen dem Bug des Pferdes und dem tief in die Stirn gerückten Hute sichtbar wurde, da schob er die Kinder in die vorderste Reihe und rief ihnen vernehmlich zu: „Seht scharf hin, das ist der Böseste auf Erden.“

Aber wer zu hassen versteht, so es nur der rechte Haß ist, der weiß auch zu lieben, und die leidenschaftliche Zuneigung, die Berndt so viele Jahre lang gegen die zu früh Heimgegangene als sein höchstes irdisches Glück im Herzen getragen hatte, er übertrug sie jetzt auf die Kinder, die als die Ebenbilder der Mutter heranzuwachsen. Schlank aufgeschossen, blond und durchsichtig, wichen sie in jedem Zuge von der äußeren Erscheinung des Vaters ab, zu dessen gedrungener Gestalt sich dunkelster Teint und ein schwarzes, kurz geschnittenes, mit nur wenig Grau erst untermischtes Haar gesellte. Und wie verschieden die Erscheinung, so verschieden auch waren die Charaktere. Leichtbeweglich und leichtgläubig, immer geneigt, zu bewundern und zu verzeihen, hatten die Kinder das heitere Licht der Seele, wo der Vater das düstere Feuer hatte. Demüthig und trostreich, angelegt um zu beglücken und glücklich zu sein, leuchtete ihren Wegen die alles verklärende Phantasie. Der Vater freute sich dessen. Er träumte von einer Wandlung, die mit ihnen über das Haus kommen werde.

Berndt von Wigewitz, wie alle, die ihr Herz an etwas legen, machte wenig davon; er hatte das Schamgefühl der Liebe. Aber eben so wenig gefiel er sich darin, eine rauhe Außenseite herauszuföhren. Weil er Autorität hatte, durfte er darauf verzichten, sie jeden Augenblick geltend zu machen. Er liebte es, im Gespräch den Unterschied der Jahre zu überspringen und bespöttelte jene Väter und Mütter, die, aus der Noth eine Tugend machend, ihre Gefühls- und Gedankenwelt in zwei Rubriken, in eine für die „Tatmen“ und in eine andere für die Kinder bestimmte Hälfte zu theilen pflegen. Er war offen, entgegenkommend gegen Lewin, reich an Aufmerksamkeiten gegen Renate. Nur in den letzten Wochen, wie die Schwester dem Bruder bereits geklagt hatte, war eine Aenderung eingetreten; er mied jede Begegnung, sprach wenig und saß halbe Nächte lang, wenn ihn nicht Besuche in die Umgegend führten, an seinem Schreibtisch oder durchschritt im Selbstgespräch das einjenseitige Kabinet, das sein Arbeitszimmer bildete.

Dies Arbeitszimmer war eben so tief wie schmal, so daß die gelben von Tabak- und Lampenrauch längst grau gewordenen Wände, bei dem wenigen Licht, das einfiel, noch dunkler erschienen, als sie waren. Von Luxus keine Spur. Nur für Bequemlichkeit war georgt, für jenes Alleszurhandhaben geistig beschäftigter Männer, denen nichts unerträglicher ist, als erit holen, suchen oder gar warten zu müssen. Die beiden Thüren des Kabinetts, von denen die eine nach der Halle, die andere nach dem Damenzimmer führte, lagen dem Fenster zu, wodurch zwei breite Wandflächen zur Aufstellung eines Schreibtisches und eines Ledersophas, beide von beträchtlicher Länge, gewonnen waren. Ein dazwischen stehender gartenstuhlartiger Holzschmel würde die Kommunikation vollständig geschlossen haben, wenn nicht die Tischplatte eine entsprechende Einbuchtung gehabt hätte. Ueber dem Schreibtisch hing ein schönes Frauenporträt, Brustbild, nachgedunkelt, über dem Sopha ein schmaler länglicher

Spiegel, dessen völlig verblattetes Glas über seine Anziosigkeit an dieser Stelle keinen Zweifel ließ. Ein Schlüsselbrett, dazu zwei, drei Hirschgeweihe mit allerhand Mützen und Hüten daran, vollendeten die Einrichtung. In den Ecken standen Stöcke umher, eine Entenslinde und ein Kavalleriebogen, während an den Paneelen der Fensternische mehrere Spezialarten von Rußland, mit Oblaten und Nägeln, je nachdem es sich am bequemsten gemacht hatte, befestigt waren. Zahllose rothe Punkte und Linien zeigten deutlich, daß mit dem Zeitungsblatt in der Hand zwischen Smolensk und Moskau bereits viel hin und her gereist worden war.

Dies war das Zimmer, in das, wie am Schlusse des vorigen Kapitels erzählt, Vater und Sohn eintraten. Beide nahmen auf dem Sopha Platz, gegenüber dem Frauenporträt, das jetzt auf sie nieder sah. Berndt, der in seinem gewöhnlichen Hauskostüm war: weite Beinkleider von schottischem Stoff, dunkler Sammtrock, dazu ein rothseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen, streckte den rechten Fuß auf ein hohes, tabouretartiges Doppelsissen. Lewin aus Respekt und Gewöhnung sah gerade aufrecht neben ihm.

„Nun was gibt es, Lewin, was bringt Du?“

„Vielleicht eine Keuigkeit. Morgen werden unsere Blätter das Bulletin bringen, das die Vernichtung des Heeres zugeht. Ladatinskis hatten den französischen Text; Kathinka las uns die Hauptstellen vor. Es hat mich erschüttert.“

„Auch mich, aber noch mehr hat es mich erhoben.“

„So kennst Du schon den Inhalt? und ich komme wieder zu spät.“

„Tante Amelie empfing den Zeitungsanschnitt schon gestern; Du kennst ihre alten Beziehungen. Graf Drosselstein, der gestern bei ihr war, erbot sich mir persönlich die Nachricht zu bringen. Wir haben wohl eine Stunde geplaudert. Und glaube mir, das Bulletin sagt nicht die Hälfte. Wir haben Briefe aus Rinsk und Bialystok; sie sind total vernichtet.“

„Welch ein Gericht!“

„Ja, Lewin, Du sprichst das Wort. Die große Hand, die beim Gastmahl des Belshazar war, hat wieder ihre Zeichen geschrieben und diesmal keine Räthselzeichen. Jeder kann sie lesen: „Gezählt, gewogen und hinweg gethan.“ Ein Gottesgericht hat ihn verworfen. Und doch fürchte ich, Lewin, wir haben Keunmalweise am Ruder, die dem zornigen Gott in den Arm fallen wollen. Sie dürfen es nicht. Wagen sie es, so sind sie verloren, sie und wir. — Wie ist die Stimmung?“

„Gut. Es ist mir, als wäre eine Wandlung über die Gemüther gekommen. Das ganze Fühlen ist ein höheres; wo noch Niedrigkeit der Gefinnung ist, da wagt sie sich nicht hervor. Was fehlt, ist eins: ein leitender Wille, ein entschlußkräftiges Wort.“

„Das Wort muß gesprochen werden, so oder so. Wenn die Menschen stumm sind, so schreien es die Steine. Gott will es, daß wir seine Zeichen verstehen. Lewin, wir alle sind hier entschlossen. Wir alle stehen hier des Wortes gewärtig; wird es nicht gesprochen, so folgen wir dem lauten Wort, das in uns klingt. Es begräbt sich leicht im Schnee. Nur kein feiges Mitleid. Jetzt oder nie. Nicht viele werden den Riemen überschreiten, über die Ober darf keiner.“

Lewin schwieg eine Weile; er mied es, dem Blick des Vaters zu begegnen. Dann sprach er halb vor sich hin: „Wir sind die Verbündeten des Kaisers. Wir wollen das Bündniß lösen, Gott gebe es, aber —“

„So mißbilligst Du, was wir vorhaben?“

„Ich kann nicht anders. Das was Du vorhast und was Tausende der Besten wollen, es ist gegen meine Natur. Ich habe kein Herz für das, was sie jetzt mit Stolz und Bewunderung die spanische Kriegführung nennen. Alles, was von hinten her kein Opfer saßt, ist mir verhaßt. Ich bin für offenen Kampf, bei hellem Sonnenschein und schmetternden Trompeten. Wie oft habe ich in Entzücken geweint, wenn ich auf der Fußbank neben Mama saß und sie von ihrem Vater erzählte, wie er, kaum achtzehnjährig, in die russischen Vierecke einbrach und wie dann Rittmeister von Wakeniy vor der Schwadron ihn küßte und ihm zurief: „Junfer von Dumoulin lassen Sie uns

die Degen tauschen.“ Ja, ich will Krieg führen, aber deutsch, nicht spanisch, auch nicht slavisch. Du weißt, Papa, ich bin meiner Mutter Sohn.“

„Das bist Du und ein Glück, daß Du es bist. Ueber Deiner Mutter Kindheit haben helle Sterne gestanden und ich bitte Gott, daß der Segen ihres Hauses über Dir und über Renaten sei.“

Lewin sah wieder vor sich hin. Berndt von Bigewitz fuhr fort: „Ich weiß, was eine Natur zu bedeuten hat; alles An- und Eingeborene, das nicht gegen die Gebote Gottes freitret, ist mir heilig; gehe Deinen Weg, Lewin, ich zwinge Dich in nichts. Aber ich, in stillen Nächten habe ich mir's geschworen, ich will den meinen gehen!“

Eine kurze Pause folgte, während welcher Berndt in dem schmalen Zimmer auf und nieder schritt. Dann, ohne des Schweigens zu achten, in dem Lewin verharrte, sprach er weiter: „Ihr in den Städten, und Du bist ein Stadtkind geworden, Lewin, ihr wißt es nicht, ihr habt es nicht recht erlebt. Unter den Augen der Nachthaber nahm die Unterdrückung Maß und das Angelegliche gelegliche Formen an. Sie rühmten sich dessen sogar und glauben es beinahe selbst, daß sie unsere Ketten gebrochen haben. Aber wir auf dem Lande, wir wissen es besser und ich sage Dir, Lewin, die rothe Hand, die Feuer an die Schenken legte, die die Goldbringe von den Fingern unserer Todten zog, sie ist unvergessen hier herum und eine röhrende Hand wird ihr die Antwort geben.“

Lewin wollte dem Vater antworten; aber dieser, die Festigkeit seiner Rede plötzlich aufhimmend, fuhr mit ersticklicher Bewegung fort: „Du warst noch ein Knabe, als der böse Feind ins Land kam; der Glanz seiner Thaten ging vor ihm her. Was er damals im Uebermuth seines Glüdes unsere Königin zu fragen sich erdreistete: „Wie mochten Sie's nur wagen, den Kampf gegen mich anzunehmen?“ Diese Frage ist seitdem von tausend Schwachen und Glenden im Lande selber nachgesprochen worden, als ob sie das A und das O aller Weisheit wäre. Und in dieser Vorstellung unserer Ohnmacht bist Du heran- gewachsen, Du und Renate. Ihr habt nichts gesehen, als unsere Kleinheit, und ihr habt nichts gehört, als die Größe unseres Siegers. Aber, Lewin, es war einst anders und wir Alten, die wir noch das Auge des großen Königs gesehen haben, wir schmecken bitter den Kelch der Niedrigkeit, der jetzt täglich an unseren Lippen ist.“

„Und ich bin es sicher,“ fiel jetzt Lewin ein, „er wird von uns genommen werden. Wir werden einen frohen, einen heiligen Krieg haben. Aber zunächst sind wir unseres Feindes Freund, wir haben mit und neben ihm in Waffen gestanden; er rechnet auf uns, er schleppt sich unserer Thüre zu, hoffnungsvoll wie der Schwelle seines eigenen Hauses; das Licht, das er schimmern sieht, bedeutet ihm Rettung, Leben, und an der Schwelle eben dieses Hauses saßt ihn unsere Hand und würgt den Wehrloien.“

In diesem Augenblick begannen die Glocken zu klingen, die von dem alten Hohen-Vieher Thurm her zur Kirche riefen. Sie klangen laut und voll in dem klaren Wetter. Berndt horchte auf; dann mit der Hand nach Osten deutend, von wo die Klänge herüber hallten, fuhr er seinerseits fort: „Ich weiß, daß geschrieben steht, die Rache ist mein,“ und in menschlicher Gebrechlichkeit, das weiß der, der in die Herzen sieht, bin ich allezeit seinem Wort gefolgt. Ich fürchte nicht, daß ich lästere, wenn ich ausspreche: Es gibt auch eine heilige Rache. So war es, als Simjon die Tempelpfeiler saßte und sich und seine Feinde unter Trümmern begrub. Vielleicht, daß auch unsere Rache nichts anderes wird, als ein gemeinschaftliches Grab. Sei's drum; ich habe abgeschlossen; ich sehe mein Leben daran, und, Gott sei Dank, ich darf es. Diese Hand, wenn ich sie aufhebe, so erhebe ich sie nicht, um persönliche Unbill zu rächen, nein ich erhebe sie gegen den bösen Feind aller Menschheit, und weil ich ihn selber nicht treffen kann, so zerbreche ich seine Waffe, wo ich sie finde. Der große Schuldige reißt viel Unschuldige mit in sein Verhängniß; wir können nicht sichten und sondern. Das Netz ist ausgepannt und je mehr sich darin verfangen, desto besser. Wir sprechen weiter



Der Ehrenkain. Nach dem Gemälde von C. Stammel.

davon, Lewin. Jetzt ist Kirchzeit. Laß uns Gottes Wort nicht veräümen. Wir bedürfen seiner."

So trennten sie sich, als die Glocken zum zweiten Mal ihr Geläut begannen.

V. In der Kirche.

Das Summen der Glocken war noch in der Luft, als Berndt von Wigewitz, Renaten am Arm, aus einem in den Schnee gefegten Fußsteig in die große Ruhbaumallee einbog, die, leise ansteigend, von der Einfahrt des Herrenhauses her in gerader Linie zur Hügelfirche hinauf führte. Dem vorausschreitenden Paare folgten Lewin und Tante Schorlemmer. Alle waren winterlich gekleidet; die Hände der Damen steckten in schneeweißen Grönlandsmuffen; nur Lewin, alles Felpwerk verschmähend, trug einen hellgrauen Mantel mit weitem Ueberfallragen.

Die mehrgenannte Hügelfirche, der sie zuschritten, war ein alter Feldsteinbau aus der ersten christlichen Zeit, aus den Kolonisationszeiten der Cistercienser her; dafür sprachen die sauber behauenen Steine, die Chornische und vor allem die kleinen hochgelegenen Rundbogenfenster, die dieser Kirche, wie allen vorgothischen Gotteshäusern der Mark, den Charakter einer Burg gaben. Wenig hatten die Jahrhunderte daran geändert. Einige Fenster waren verbreitert, ein paar Seiteneingänge für den Geistlichen und die Gutsherrschaft hergerichtet worden; sonst, mit Ausnahme des Thurmes und eines neuen Grustanbaues der nördlichen Langwand stand alles, wie es zu den Mönchszeiten gestanden hatte.

Als die Bewohner des Herrenhauses die Kirche betraten, begann eben der Gesang der Gemeinde. Eine schmale Treppe, an einem der kleinen Seiteneingänge ausmündend, führte zu dem herrschaftlichen Stuhle hinauf. Dieser, ein auf Pfeilern ruhender, sehr einfacher Holzbau, war ursprünglich durch hohe Schiebefenster geschlossen gewesen, längst aber waren diese beseitigt und nur noch zwei schmale Bretter, die von der Brüstung bis zur vollen Höhe der Decke aufstiegen, theilten den Raum in drei große Rahmen ab. Born an der Wandung war das Wigewitzsche Wappen angebracht, ein Andreaskreuz, weiß auf rothem Grunde.

In Front dieses herrschaftlichen Stuhles, hart an der Brüstung hin, nahmen die Eintretenden geräuschlos Platz: erst Berndt von Wigewitz, links neben ihm Renate, dann Tante Schorlemmer. Lewin stellte seinen Stuhl in die zweite Reihe. So vernachlässigt alles war, so war es doch nicht ohne einen gewissen Reiz. Gleich zur Rechten Altar und Kanzel; in Front des Altars das Taufbecken, eine silberne mit allegorischen Figuren und mementiferbaren Inschriften reich ausgeschmückte Schüssel, die nur mit großer Mühe vor den Händen des Feindes gerettet worden war. An der Wand gegenüber ein Marmorrelief des alten Matthias von Wigewitz und seiner Gemahlin. Das beste aber, was dieser unscheinbaren Stelle eigen war, war doch das große, fast einen Halbkreis bildende Fenster, das einen Blick auf den Kirchhof und weiter hügelabwärts auf einzelne zerstreute, wie Borposten ausgehellte Hütten und Häuser des Dorfes gestattete. Neben diesem Fenster, hart an der Kirchwand, stand ein Eibenbaum, der von der Seite her die längsten seiner Zweige vorschob und regelmäßig an die Scheiben klopfte, wenn Pastor Seidentopf seine dreigetheilte Predigt den Dohenviechern ans Herz legte. Lewin setzte sich immer so, daß er einen Blick auf das Fenster frei hatte. Er stand wohl fest auf dem Catechismo Lutheri, wie alle Wigewitze, seitdem die gereinigte Lehre ins Land gekommen war, aber da war doch ein anderes in ihm, das ihn von Zeit zu Zeit trieb, mehr auf den Eibenbaum draußen als auf die Stimme von der Kanzel her zu achten, wäre diese Stimme auch mächtiger gewesen, als die seines alten Lehrers und Freundes, dem die sonntägliche Erbauung oblag.

Der Gesang schwieg; schon während des letzten Verses war Prediger Seidentopf auf die Kanzel getreten, ein Sechsziger, mit spärlichem weißen Haar, von würdiger Haltung und mild im Ausdruck seiner Züge. Lewin hing an der wohlthuenden Erscheinung, senkte dann den Blick und folgte in an-

dächtiger Betrachtung dem stillen Gebet. Die Gemeinde that ein Gleiches, neigte sich und schaute voll herzlichen Verlangen zu ihrem Geistlichen auf, als dieser sein Gebet beendet und sein Haupt wiederum erhoben hatte. Denn die Gemüther waren damals offen für Trost und Zuspruch von der Kanzel her und rechneten nicht nach, ob die Worte lutherisch oder kalvinistisch klangen, so sie nur aus einem preußischen Herzen kamen. Das wachte Seidentopf, der in gewöhnlichen Zeiten manche Widerjäger unter den strenggläubigen Konventiklern seines Dorfes zu bekämpfen hatte, und ein heller Glanz, wie ihn ihm die innere Freude gab, unleuchtete seine Stirn, als er nach Lesung des Evangeliums die Textesworte zu erklären begann. Er sprach von dem Engel des Herrn, der den Hirten erschien, um ihnen die Geburt eines neuen Heiles zu verkünden. Solche Engel, so fuhr er fort, sende Gott zu allen Zeiten, vor allem dann, wenn die Nacht der Trübsal auf den Völkern läge. Und eine Nacht der Trübsal sei auch über dem Vaterlande; aber ehe wir es dächten, würde inmitten unseres Vangens der Engel erscheinen und uns zurufen: „Fürchtet Euch nicht, siehe, ich verkündige Euch große Freude.“ Denn das Gericht des Herrn habe unsere Feinde getroffen, und wie damals die Wasser zusammenzuschlugen und „bedeckten Wagen und Reiter und alle Macht des Pharao, daß nicht einer aus ihnen übrig blieb“, so sei es wiederum geschehen.

An dieser Stelle, auf das Weihnachtsevangelium kurz zurückgreifend, hätte Pastor Seidentopf schließen sollen; aber unter der Wucht der Vorstellung, daß eine richtige Predigt auch eine richtige Länge haben müsse, begann er jetzt, den Vergleich zwischen dem alten und dem neuen Pharao bis in die kleinsten Züge hinein durchzuführen. Und dieser Aufgabe war er nicht gewachsen. Dazu gebrach es ihm an Schwung der Phantasie, an Kraft des Ausdrucks und Charakters. Schemenhaft zogen die Aegyptierchaaren vorüber. Die Aufmerksamkeit der Gemeinde wich einem todtten Dorden, und Lewin, der bis dahin kein Wort verloren hatte, sah von der Kanzel fort und begann seine Aufmerksamkeit dem Fenster zuzuwenden, vor dem jetzt ein Rothkehlchen auf der beschneiten Eibe saß und in leichtem Schaukeln den Zweig des Baumes bewegte.

Nur Berndt folgte in Frische und Freudigkeit der Rede seines Pastors. Seine eigene Energie half nach; wo die Konturen nicht ausreichten, zog er seine scharfen Linien in die unsicher schwanfenden hinein. Was als Schatten kam, wurde zu Leben und Gestalt. Er sah die Aegyptier, Bataillone mit goldenen Adlern, Reitergeschwader, über deren weiße Mäntel die schwarzen Rosschweife fielen, so stiegen sie in endlos langem Zuge vor ihm auf und über all ihrer Herrlichkeit schlossen sich die Wellen des Meeres. Nur über einem schlossen sie sich nicht; er gewann das Ufer, ein nördliches Eisgestade, und siehe da, über glühende Felder hin slog jetzt ein Schlitten und zwei dunkle tiefstehende Augen starrten in den aufstrebenden Schnee. Pastor Seidentopf hatte keinen besseren Zuhörer als den Patron seiner Kirche, der — und nicht heute bios — die freundlich schöne Kunst des Ergänzens zu üben verstand. Aus der Skizze schuf er ein Bild und glaubte doch dies Bild von außen her, aus der Hand seines Freundes, empfangen zu haben.

Nun war der Sand durch die Uhr gelaufen, die Predigt selbst geschlossen. Da trat der Pastor noch einmal an den Rand der Kanzel, und mit eindringlicher Stimme, der sofort alle Herzen wieder zufielen, hob er an: „Mit Christi Geburt, die wir heute feiern, beginnt das christliche neue Jahr. Ein neues Jahr; was wird es uns bringen? Es wissen zu wollen, wäre Thorheit; aber zu hoffen ist unserem Herzen erlaubt. Gott hat ein Zeichen gegeben; mögen wir es zum Rechten deuten, wenn wir es deuten; er will uns wieder aufrichten, unsere Buße ist angenommen, unsere Gebete sind erhört. Die Geißel, die nach seinem Willen sechs lange Jahre über uns war, er hat sie zerbrochen; er hat sich unserer Knechtschaft erbarmt und die Weihnachtssonne, die uns umschleint, sie will uns verkündigen, daß wieder hellere Tage unserer harren. Ob sie kommen werden mit Palmen-, oder ob sie kommen werden mit Schwerterklang, wer sagt es? Wohl mißht sich ein Vangens in unsere Hoffnung, daß der Sieg nicht einzuziehen wird ohne letzte Opfer an

Gut und Blut. Und so laßt uns denn beten, meine Freunde, und die Gnade des Herrn noch einmal anrufen, daß er uns die rechte Kraft leihen möge in der Stunde der Entscheidung. Das Wort des Judas Makkabäus sei unser Wort: „Das sei ferne, daß wir fliehen sollten. Ist unsere Zeit kommen, so wollen wir ritterlich sterben um unrerer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden.“ Gott will kein Weltenvolk, Gott will keinen Babelthurm, der in den Himmel ragt, und wir stehen ein für seine ewigen Ordnungen, wenn wir einstehen für uns selbst. Unser Herd, unser Land sind Heiligthümer nach dem Willen Gottes. Und seine Treue wird uns nicht lassen, wenn wir getreu sind bis in den Tod. Handeln wir, wenn die Stunde da ist, aber bis dahin harren wir in Geduld.“

Er neigte sich jetzt, um in Stille das Vaterunser zu sprechen; die Orgel fiel mit feierlichen Klängen ein; die Gemeinde, sichtlich erbaut durch die Schlussworte, verließ langsam

die Kirche. Auf den verschiedenen Schlangelwegen, die von der Kirche ins Dorf hernieder führten, schritten die Bauern und Halbbauern ihren halbvertheilten Höfen zu. Die Frauen und Mädchen folgten. Wer von der Dorfstraße aus diesem Herabsteigen zusah, dem erhellte sich ein amuthiges Bild: der Schnee, die wendischen Trachten und die funkelnde Sonne darüber.

Die Gutsherrschaft nahm wieder ihren Weg durch die Ruffbaumallee. Als sie, einbiegend, an die Posthütte kamen, stand Kriß an der untersten Steinstufe und zog seinen Hut. Die silberne Borte daran war längst schwarz, die Kokarde verbogen. Verwundt, als er seines Kutshers ansichtig wurde, trat an ihn heran und sagte kurz:

„Küß Ihr vorfahren! Den kleinen Wagen.“

„Die Braunen, gnädiger Herr?“

„Nein, die Ponies.“

„Zu Befehl!“ Mit diesen Worten traten unsere Freunde ins Haus zurück. (Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Zweite Abtheilung.

Vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel bis Otmüt.

I.

Unmittelbar nach seiner Berufung befand sich das Ministerium Brandenburg-Manteuffel gewissermaßen auf dem Kriegspfade. Die Situation erhielt auch dadurch ihren charakteristischen Ausdruck, daß dasselbe im Kriegsministerium seine Wohnung aufgeschlagen hatte und sich dort unter dem Schutz von Brangels Bajonetten bis auf weiteres in Permanenz erklärte. Es war dies in der ersten Zeit, wo die Bürgerwehr zwischen dem „Club Uruah“, zu dessen Schutz sie aufgerufen war, und der neuen Ordnung der Dinge noch unentschieden hin- und her schwante, eine nicht überflüssige Vorsicht, zumal da das „demokratische Bürgerthum“ bekanntlich die nicht gerade löbliche Eigenschaft besitzt, alsbald wieder politisch und oppositionell zu werden, sowie es sich den Rücken einigermassen gedekt sieht.

Ich habe damals wiederholt Gelegenheit gehabt, schon früh am Tage im Kriegsministerium zu sein, bin aber niemals so früh gekommen, daß ich die Herren nicht schon bei der Arbeit gefunden hätte. Da im Kriegsministerium alle Nachrichten zusammenflossen, und man dadurch vollkommen auf dem Laufenden war, so brach sich dort bald die Ueberzeugung Bahn, daß die Berliner Revolution weniger vom Tiger und mehr vom Affen hatte als die französische, und daß auch die Mehrzahl der sogenannten Volksführer ganz umgängliche Leute seien, mit denen man unter vier Augen nach dem bekannten Berliner Ausdruck die Muttersprache sprechen könne.

Hierbei verwahre ich mich jedoch ausdrücklich gegen die Unterstellung, daß von einem plumpen Kaufen oder Bestechen gewisser Volksführer die Rede sein solle. Man war glücklicherweise einsichtig genug, um zu wissen, daß man einen Parteiführer nicht kaufen kann, um gegen das Interesse und die Prinzipien seiner Partei zu agiren, da, wenn jemand sich auf ein solches Geschäft einlassen sollte, derselbe dann eben nichts mehr werth sein würde.

Es ist deshalb auch unwar, wenn später von verschiedenen Seiten behauptet wurde, daß das Ministerium diesen und jenen Parteiführer, und daß es namentlich den damals bei der Masse der Bevölkerung sehr einflußreichen Herrn Held bestochen oder gekauft habe. Die Dienste, welche insbesondere der letztere der Regierung leistete, waren der natürliche Ausfluß seiner eigenen Parteistellung, kraft deren er seinen Anhängern eine mehr soziale Richtung gab und die Arbeiter wiederholt und eindringlich warnte, sich nicht durch die politischen Phantasmagorien der Demokratie ködern und hintergehen zu lassen. So viel ich weiß, war es deshalb auch der Regierung durchaus nicht unbecquem, den Herrn Held und seine Gesinnungsgenossen als lebendiges memento mori der Demokratie fungiren zu sehen.

Nach Auflösung der revolutionär gewordenen preussischen

Nationalversammlung und nach Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung auf der Straße mußte es selbstverständlich als eine der ersten Aufgaben des Ministeriums erscheinen, das unterbrochene Verfassungswerk wieder aufzunehmen und auf eine oder die andere Weise zum Abschluß zu bringen. Man griff dabei zu dem, wengleich zunächst liegenden, doch nicht gerade besten Auskunftsmittel, in der Hauptsache das Werk der besetzten Nationalversammlung die sogenannte „Karte Waldeck“ als Ausgangspunkt zu wählen.

Freilich hätte einem tieferen staatsmännischen Blicke schon damals nicht verborgen bleiben können und sollen, daß man mit jener Wahl auf einen Weg einlenke, der niemanden auf die Dauer befriedigen werde, doch lag die Theorie des falschen Konstitutionalismus wie ein ansteckendes und betäubendes Miasma in der Luft, und hatte insbesondere die Bureaucratie und die höheren Stände in einer Weise inficirt, daß bekanntlich selbst der vereinte Landtag, welcher doch die konservative Blüte der Nation in sich fassen sollte, den demokratischen Postulaten, und selbst der Vereidigung der Armee auf die Verfassung fast ausnahmslos (nur die Herren von Bismarck und von Thadden traten ausdrücklich dagegen auf) zugestimmt hatte. Man sagte sich damals oft unwillkürlich an den Kopf, um sich zu vergewissern, ob man selbst den Verstand verloren habe oder die verkehrlichen Mitbürger.

Mag es deshalb auch richtig sein, daß zu jener Zeit die politische Aufregung nicht größer gewesen sein würde, wenn man sofort alles dasjenige aus dem Verfassungsentwurf entfernt hätte, was mit dem monarchischen Charakter und den historischen Lebensbedingungen Preußens als unvereinbar erschien, so haben doch alle diejenigen kein Recht zu einem derartigen Vorwurf, deren zweites Wort stets war: „Nur um des Himmels willen keine Reaction.“ Ueberdies hätte eine solche Purifizierung vorausgesetzt, daß man im Stande gewesen wäre, mit Verständniß auf die instinktiven Postulate der Masse des Volkes einzugehen und sich insbesondere in der ländlichen und bäuerlichen Bevölkerung denjenigen Rückhalt zu schaffen, welcher unentbehrlich war, wollte man dem liberalen Bürgerthum die angemessene Befugniß, das „Volk“ zu repräsentiren, mit Erfolg freitig machen. Der Graf Pfeil hatte nicht ganz Unrecht, wenn er damals die Behauptung aussprach, daß im Jahre 1848 die höheren Schichten der Bevölkerung alle freiwillig oder gezwungen den revolutionären Ideen gehuldigt, wogegen in dem Organisationsstriebe der niederen Schichten die gesunden Tendenzen, wenn auch vielfach mit revolutionärem Schlamm und Gerölle bedeckt, zum Ausdruck gelangt seien. Sprach doch sogar der bereits genannte Volksführer Held in seinem Plakate „Meine Idee“ drei Grundsätze aus, welche damals selbst die „Reaktionäre“ kaum zu verlaublichen gewagt hätten, nämlich, „daß die Nationalversammlung ganz unfähig

sei, eine Verfassung zu machen, daß diese Verfassung vielmehr otrohrt werden, und daß sie eine ständische sein müsse."

Leider hat man diesen Bestrebungen, insbesondere dem „Reorganisationsstriebe“ des Handwerkerstandes, damals viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man begnügte sich damit, sich vor den Sozialisten zu fürchten und deren Postulate als Hirngespinnne zu brandmarken, freilich mit dem auffallenden Widerspruch, daß man gleichzeitig Hand anlegte, einen Theil dieser Postulate zu realisiren. Nach einer Proklamtion vom 5. April waren nämlich diese Postulate dahin zusammengefaßt: Alle Feudallasten, Abgaben, Zehnten u. s. w. sind aufgehoben; die fürstlichen Landgüter, die Bergwerke, die Gruben — Staatseigenthum; die Hypotheken auf den Bauergrundstücken — Staatseigenthum; die Grundrente oder der Pachtzins wird — an den Staat gezahlt; alle Transportmittel: Eisenbahnen, Kanäle, Dampfschiffe werden — vom Staate konfiszirt, mit dem Zusatz „und so weiter“. Damals fand das feudale Eigenthum keinen Schutz; später wird es dem „industriellen“ ebenso ergehen!

Mit der Auflösung der preussischen Nationalversammlung wurde unmittelbar eine wohlorganisirte, unter einander in lebhafter Verbindung stehende Schar von Agitatoren über das Land ausgespreut, und es war deshalb keine leichte Aufgabe, die bereitete Versammlung durch eine bessere zu ersetzen, wenn gleich dem Ministerium der Umstand zu statuten kam, daß von der rechten Seite neue Kräfte und Elemente auf der Bühne erschienen. Bei der Kürze der Zeit waren indes die neuen Personen in der Masse der Bevölkerung noch zu wenig bekannt, es durfte deshalb der Mißerfolg beim ersten Anlauf um so weniger überraschen, als auch hier die Pojanne noch keinen deutlichen Ton gab, um Sympathien in weiteren Kreisen zu gewinnen.

Etwas leichter gestaltete sich die Stellung des Ministeriums gegenüber der Paulskirchenversammlung. Die Wahl des Erzherzogs Johann zum provisorischen Reichsverweser, welche von unterrichteter Seite auf eine Ueberlistung des Herrn von Gagern durch den Herrn von Schmerling — zu jener Zeit schwarzgelber Abgeordneter und Generalagent — zurückgeführt wurde, hatte in Preußen eine sehr wenig sympathische Aufnahme gefunden; die Vereidigung der preussischen Armee auf die noch zu schaffende Verfassung war kurzweg abgelehnt und die in einem vielgelesenen Plakate ausgesprochene Ansicht, „daß Sisyphus nicht Kopf sein könne,“ war eine allgemein verbreitete. Dazu kam, daß der Erzherzog Johann persönlich keineswegs der Mann war, um die verwirte und verwickelte Situation zu beherrschen. Mit einem liberalen Nimbus umgeben, weil er im Jahre 1828 „ein Mädchen aus dem Volke“ geheiratet; weil er im September 1842 an der Tafel des Königs von Preußen am Rhein den Toast ausgebracht: „Kein Preußen und kein Oesterreich! Ein großes einiges Deutschland, fest wie eine Berge!“ und weil er gegen den Fürsten Metternich den zahmen Frondeur gespielt, war er zwar ein jovialer Herr, aber ein recht unbedeutender Staatsmann, der nicht mehr Macht besaß, als welche ihm die deutsche Nationalversammlung von ihrem sehr kleinen Vorrathe abzugeben im Stande und gewillt war. Außerdem war er eben nur eine Marionette in der Hand des Wiener Kabinetts, und auch dort nur als Rathbehelf gelitten. Mit dem Wiederhervortreten des Königthums in Preußen wandten sich deshalb auch die Blicke von Frankfurt a. M. mit einer gewissen Naturnothwendigkeit nach Berlin, und es war insbesondere der General von Radowik, unbestritten der befähigteste und einflussreichste der dortigen preussischen Abgeordneten, welchem es gelang, alsbald eine gewisse Fühlung zwischen jener Versammlung und dem preussischen Königthume herzustellen. Es wurde ihm dies dadurch möglich, daß er sich neben seinem parlamentarischen Einflusse auch der persönlichen Gunst des Königs von Preußen erfreute, und diese sich dadurch zu erhalten verstand, daß er mit besonderer Leichtigkeit auf die Gedanken und Intentionen des Königs einzugehen und seine eigenen Bestrebungen in eine solche Form zu bringen wußte, daß dieselben demnächst als ursprünglich königliche Gedanken erschienen.

Daß es dem Herrn von Radowik mit diesem doppelten

Rückhalt alsbald gelang, einen maßgebenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der deutschen Frage zu gewinnen, wird um so weniger überraschen, wenn man sich dabei in das Gedächtniß zurückruft, daß derselbe bereits vor den Märztagen mit den entsprechenden Verhandlungen in Wien betraut gewesen war. Zugleich trat er damit auch der weiteren Entwicklung der preussischen Zustände nahe, da diese nicht allein materiell, sondern auch formell von der weiteren Entfaltung des deutschen Verfassungswerkes abhängig war.

Die Zweipärtigkeit, welche sich hieraus von selbst ergab, trat damals nur wenigen klar in das Bewußtsein, und doch beruhte darauf zu einem nicht geringen Theile das offene zu Tage tretende Hin- und Herzanken der Behandlung der einschlagenden Fragen, sowie das Einbürgern einer diplomatischen Unsitte, welche sich später sehr unangenehm fühlbar machen sollte. Je länger desto mehr ward es nämlich zu einer diplomatischen Gewohnheit, daß die preussischen Diplomaten an demselben Tage drei verschiedene, sich einander theils widersprechende, theils aufhebende Informationen und Instruktionen empfangen, zuerst durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, alsdann durch einen Vertrauten des Königs, und schließlich durch Seine Majestät den König selbst, ein Geschäftsgang, der natürlich nicht selten das Resultat hatte, daß die Adressaten, ähnlich wie jüngst Abdul Kerim Pascha, es vorzogen, einstweilen die Hände in den Schoß zu legen und um weitere Aufklärung zu bitten.

Dabei war es fast unvermeidlich, daß die geheime Thätigkeit des Verfassers der „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche“ in weiteren Kreisen einem entschieden Mißtrauen begegnete, obgleich nach meiner Kenntniß der Verhältnisse der „ultramontane Hintergebäude“, welchen man ihm untersah, damals zum größten Theil ein Anachronismus und nur in soweit begründet war, als Herr von Radowik selbstverständlich ein katholischer Christ blieb. Sonst fühlten sich zu jener Zeit positive Katholiken und Evangelische noch in gleicher Gefahr und waren deshalb mehr geneigt, Hand in Hand zu gehen, als dem gemeinschaftlichen Feinde zu Gefallen sich gegenseitig zu bekämpfen.

Wenn nichts desto weniger gerade die deutsche Frage den ersten Keim der Differenz zwischen der Krone und der erstarkenden konservativen Partei in sich barg, so trifft die Schuld und Verantwortung dafür, wie ich dies bereits angedeutet, zum größten Theil die letztere, und zwar um so mehr, nachdem es gelungen war, ein Einverständnis mit der Krone in Betreff der von Frankfurt aus dargebotenen Kaiserkrone zu erzielen. Es war nicht der „Tropfen demokratischen Teles“, von welchem der greise Hlhand damals sprach, der den Ausschlag gab, es war vielmehr die Erwägung, daß jene Kaiserkrone überhaupt lediglich aus demokratisch-gedölktem Papier bestand.

Sehr interessant und lehrreich war es übrigens zu jener Zeit, den Verkehr in den Bureaux der Kreuzzeitung zu beobachten. Von der einen Seite mit der tiefsten Erbitterung angegriffen, von der anderen mit der höchsten Anerkennung angefeuert, fand man dort gewissermaßen den Mikrokosmos der Entwicklung, zumal die Führer der Partei von allen Seiten auf das beste bedient waren und dadurch einen Einfluß gewonnen hatten, welcher dem der Minister fast die Waage hielt. Man fand dort nicht allein die Träger des vormärzlichen Regiments, welche ihre schmutzige Wäsche im Stillen gereinigt zu sehen wünschten, es verkehrten dajelbst ebenso die Vertrauten des Hofes und des neuen Ministeriums, Information suchend und bringend; man traf in jenen Räumen auch die geheimen Gegner sowie das heranwachsende Geschlecht, wachsend mit den Ereignissen und begierig, Bausteine zu dem neuen Bau herbeizuschaffen. Wenn die ersten Jahrgänge der Kreuzzeitung noch zur Hand sind, der wird darin vielfach Federn wiederfinden, welche später ihren Namen mit großen Buchstaben geschrieben. Bismarck, Kleist, Stahl, Riebuhr, Gerlach, Arnim, Bethmann, Goltz, Mebing, Blankenburg, von Bodelschwingh u. s. w., nicht zu vergessen des alten Ministers von Kamptz; es war in der That ein buntes Bild, welches in den Rahmen der Kreuzzeitung gefaßt wurde.

Da es nur in Preußen gelungen war, eine konservative Zeitung, und durch diese eine neue konservative Partei in das Leben zu rufen, so war die Stellung beider in der ersten Zeit eine über die Grenzen Preußens hinaus wirksame, ja im gewissen Sinne eine internationale in dem Maße, daß selbst der Kaiser Nikolaus sich für die Details der Redaktion interessirte, und daß Zeitung wie Partei das Vorbild für ähnliche Bestrebungen in anderen Ländern wurden.

Es ist dies eine Thatfache, die noch niemals genügend gewürdigt worden ist und die man doch nicht unbeachtet lassen darf, wenn man anders zur Klarheit darüber gelangen will, wie es in so kurzer Zeit möglich wurde, Preußen aus dem Zustande der Erniedrigung und Geringschätzung, welchem es durch die Märzereignisse verfallen war, die ihm gebührende Stellung wieder zu gewinnen.

In welcher Weise die eigentlich konstitutionelle Partei die Existenz und Thätigkeit des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel aufsuchte, das ist demnach von einem ihrer, wenn auch nicht hervorragenden doch geschäftigsten Mitglieder, dem Herrn von Sauten-Julienfeld dem Älteren, in drastischer Weise dahin verlaublich worden: „Wer sein brennendes Haus lösche, dem werde er dankbar sein, aber ihm darum noch nicht die

Leitung des Hauses anvertrauen.“ Man war mit anderen Worten sehr erfreut, Leute zu finden, welche der revolutionären Demokratie gegenüber das „Obium der Reaktion“ auf sich nahmen und für den Fall des Wählens ihren Kopf in die Schlinge steckten; aber man betrachtete es zugleich als selbstverständlich, daß selbige, sobald sie diesen Nachwächterdienst geleistet, in die bescheidene Stellung abgenutzter Staatsmänner zurücktreten und sich an dem erhebenden Bewußtsein genügen ließen, den „edelsten und besten der Nation“ die Kasernen aus dem Feuer geholt zu haben. Es war dies die harmlose Politik jener Staatsmänner in Kinderschuhen und der mit ihnen verbrüderten „Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln“, welche noch keine Ahnung davon hatten, daß das Moos der Geschichte sich nicht aus Phrasen, sondern aus Thaten zusammensetzt, und daß es der Erfolg ist, welcher die großen Staatsmänner macht. „Das Glück ist eine moralische Eigenschaft“, sagte der Kardinal Mazarin, und er hat mit diesem Ausspruch in doppelter Weise Recht, sowohl wenn man darunter begreift, daß die Masse das Glück stets als Weisheit und Tugend auslegt, als auch, wenn man denselben dahin interpretirt, daß nur derjenige Glück hat, welcher, um mit dem Grafen Veltby zu sprechen, den Strom der Zeit an der Stenode zu ergreifen versteht.

Nächster Beobachtungen am Bienenkorb.

Nachdruck verboten.
Gel. v. II. VI. 70.

Von Th. Schumann.

In neuerer Zeit hat sich das Interesse vielfach auf die Erforschung des Seelenlebens der Thiere geworfen. Viele Thiere, namentlich die Fleischfresser und die in Gesellschaft lebenden Insekten zeigen in ihrem Benehmen so mannigfache Züge, welche auf ein wirkliches Ueberlegen zu deuten scheinen, daß man unwillkürlich dadurch veranlaßt wird, ihnen etwas dem Verstande ähnliches beizulegen. Eine materialistische Naturbetrachtung, welche so gern den spezifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier verwischen möchte, bemüht sich nun vor allem, derartige Züge zu sammeln, um dadurch das Thier so nahe an den Menschen heranzuführen, daß sich ein Uebergang von jenem zu diesem fast von selbst zu machen scheint: der Mensch nur als ein potenziertes Thier dastet. Zwei Fehler aber treten fast bei allen diesen Versuchen dem aufmerksamen Leser überall entgegen. Der eine ist leicht zu erkennen. Es ist dieses nämlich der Mangel an philosophischer Durchbildung des Denkens, welcher dieser Betrachtungsweise fast inhärent ist und einem oft auf die krasseste Weise in populären Aufsätzen der Art entgegentritt. Injunkt z. B. wird fast konsequent gleich gesetzt einem mechanischen Handeln, und wo irgend eine Beobachtung auf ein gewisses Ueberlegen oder Wählen beim Thiere hinweist, wird sofort gerufen: Hier ist nicht Injunkt, hier ist Verstand. Nun aber muß doch ein einigermaßen logisch geschultes Denken sich sofort sagen, daß, da der Instinkt doch nur einem lebendigen, d. i. einem mit einer gewissen Freiheit aus sich heraus sich bewegenden Wesen beigelegt wird, ihm ein rein mechanisches Thun nicht zukommen kann, sondern daß mit diesem Worte gerade etwas von der todten willens- und gefühllosen Maschine verschiedenes bezeichnet werden soll. Das Raubthier z. B., das seiner Beute auflauert, muß doch seinen Sprung nach den Bewegungen seiner Beute berechnen und danach abzumessen vermögen, wie sollte es sonst als Raubthier existiren können. Der zweite Fehler, der in derartigen Aufsätzen sich eben so konsequent findet, ist schwerer zu entdecken, wenigstens als solcher nachzuweisen. Er besteht aber darin, daß eine einzelne Beobachtung für sich genommen wird und man, sowie ihre Richtigkeit festgestellt ist, nun sofort aus ihr alle Folgerungen zieht, welche aus ihr als einzelstem Faktum gezogen werden können, während doch meistens erst durch eine ganze Reihe von Beobachtungen über das sonstige Benehmen des Thieres festgestellt werden kann, welche von dergleichen Folgerungen die richtige ist.

Unter den Insekten sind es nun besonders die in Gesellschaft lebenden, und unter diesen wieder die Ameisen und Bienen, welche besonders gehalten müssen. Da Schreiber

dieses die Bienen lange Jahre auf das genaueste beobachtet, und nicht allein beobachtet, sondern mannigfach mit ihnen experimentirt, ihnen so zu sagen Fragen vorgelegt hat, die sie ihm haben beantworten müssen, möchte er hier kurz seine Erfahrungen darüber mittheilen. Daß das ganze Thun und Treiben dieser Insekten in allen seinen Theilen die höchste Zweckmäßigkeit offenbart, oft auf die überraschendste Weise, daß also in diesem Sinne ihr Handeln ein im höchsten Sinne verständiges sei, wird ja jedem sofort entgegengetreten, der sich nur einigermaßen mit ihnen beschäftigt. Aber das ist nicht die Frage, um welche es sich hier handelt, sondern vielmehr dies, ob sie selbst wissen, was sie thun, ob sie mit irgend welchem, wenn auch noch so beschränkten Bewußtsein von dem Handeln, was bei ihrem Thun herauskommt, was dann eben Verstand wäre, oder ob sie es bewußtlos rein nur nach einem innern Triebe thun, was man eben Instinkt nennt.

Der eben so zweckmäßige wie künstliche Bau der Waben, die Lage des Brutlagers in der Nähe des Flugloches, während das Honiglager mehr oben und seitwärts angelegt ist, wo es ebenso bequem zum füttern wie sicher vor Räubern liegt, die Vertheilung der Arbeit, die Sorge für die Königin, für die Brut, Eintragen von Wasser, Blütenstaub, Honig, die Verpackung des letzteren, welches alles so geordnet ist, daß nicht über das eine das andere vernachlässigt wird, kein Theil den andern stört, die Zuverlässigkeit mit der in kürzester Zeit Nachrichten durch den ganzen Stock verbreitet werden, z. B. wenn eine besondere Honigbeute aufgefunden ist, wenn die Königin plötzlich verloren ging, wenn dem Stode Gefahr droht, die Sicherheit, mit welcher die einzelnen Bienen die ihnen zukommenden Arbeiten verrichten, dieses alles und noch manches andere zeigt eine solche Verständigkeit bei den Bienen, daß man den Gedanken kaum abweisen kann, es müsse ihnen etwas von Bewußtsein dessen, was sie thun, inne wohnen. Um nun hierüber zur Klarheit zu kommen, gilt es vornehmlich über folgende vier Punkte Gewißheit zu erlangen: 1) Wofür arbeiten die Bienen? 2) Welche Bedeutung hat die Königin? 3) Wie geschieht die Arbeitsvertheilung? 4) Auf welche Weise findet die Mittheilung statt?

Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so hängt das Arbeiten der Bienen schlechtthin mit der Brutentwidelung zusammen, hört diese auf, so hört auch die Arbeit auf, fängt jene wieder an, so wird auch diese wieder aufgenommen. Oder mit andern Worten, die Bienen arbeiten nur für die Nachkommenschaft, nie dagegen nur für ihre eigene Ernährung und noch weniger für Wintervorräthe. Was den ganzen Stock in Bewegung

legt, ist nichts anderes als der Trieb, welcher den Vogel treibt, seiner Zeit ein Nest zu bauen, zu brüten, Futter herbeizutragen und zu füttern. Wie der Vogel kein Futter mehr nach dem Neste trägt, wenn keine Jungen mehr darin sind, gerade so wenig tragen die Bienen Honig in den Stock, wenn keine Brut da ist. Der Unterschied ist nur der, daß der Vogel auch die Eier selbst legt, während die Gesamtheit der Bienen wohl brütet, füttert u., das Legen der Eier aber einer einzigen Biene, der Königin, überlassen bleibt, welche nun ihrerseits nur Eier legt, um das übrige aber sich gar nicht kümmert. Der Beweis hierfür ist nicht schwer zu führen. Wenn ein Schwarm eingeschlagen ist, so bauet er sofort in der ersten Nacht so viel Waben, als er eben fertig bekommen kann, gewöhnlich unmittelbar über dem Flugloche. Jetzt nun kommt es darauf an, wie die Königin beschaffen ist. Ist diese eine alte fruchtbare (bei den sogenannten Vorschwärmen), so besetzt sie sofort die Tafeln mit Eiern, und der Stock arbeitet nun mit großem Eifer, indem er den Bau vergrößert und auf das fleißigste Nahrung einträgt und aufspeichert. Ist dagegen die Königin noch unbefruchtet (bei den Nachschwärmen), so läßt bald die erste Arbeit nach, der Stock sitzt still, bis die Königin befruchtet ist und das Eierlegen beginnt, worauf die Arbeit mit dem größten Eifer wieder aufgenommen wird. Bleibt die Königin unfruchtbar oder geht sie beim Begattungsausflug verloren, so hört jegliche Arbeit auf und die Bienen zerstreuen sich oder verhungern, sobald die vorhandenen Vorräthe verzehrt sind, wenn auch rings herum die beste Nahrung vorhanden ist; ja, sie holen nicht einmal untergelegtes Futter herauf. Dagegen umgekehrt, wenn man einem mit Brut versehenen Stöcke die Königin nimmt, so wird die Arbeit nicht unterbrochen, sie geht ihren gewohnten Gang weiter, so lange die Brut noch vorhält, d. h. etwa drei Wochen. Ebenso, wenn man einem schon ruhenden Stöcke aus einem anderen Stöcke Brut einsetzt, so beginnt auch sofort wieder die Arbeit. Es ist also allein der Trieb, die Brut zu ernähren und zu pflegen, welcher die Bienen in Bewegung setzt. Ganz falsch ist es, wenn man sagt, die Bienen sammeln Vorrath für den Winter. Ein Trieb hierzu, wie etwa beim Hamster, ist bei den Bienen nicht vorhanden. Wie dennoch Wintervorräthe an Honig entstehen, werden wir später sehen.

Aus dem oben Gesagten erledigt sich nun eigentlich schon von selbst die zweite Frage, nämlich die nach der Bedeutung der Königin. Sie ist das einzige Weibchen im Stöcke und ihre Aufgabe ist einzig und allein Eier zu legen. Man hat über die Stellung der Königin im Stöcke viel gefabelt. Sie soll den Mittelpunkt im Stöcke bilden, alles anordnen, die Bienen zusammenhalten u. dgl. In der That ist nur folgendes. Wenn ein Schwarm auszieht, um eine Kolonie anzulegen, so bildet oder bilden sie (im Nachschwarze befindet sich oft über ein halbes Duzend) den Mittelpunkt desselben, denn der Schwarm will eine neue Kolonie anlegen und ohne eine Eier legende Biene ist solches nicht möglich. Ist der Schwarm in eine Wohnung eingezogen, so werden die Königinnen, wenn mehrere vorhanden sind, auf eine reduziert, denn die Einheit des Stöckes duldet nur eine, oder wohl richtiger, zwei Königinnen dulden sich selber nicht in demselben Stöcke; denn thut man zwei in ein Glas zusammen, so fallen sie sofort über einander her und suchen sich gegenseitig zu tödten. Darum ist auch nicht eher Ruhe und Einheit in dem Stöcke, bis diese Reduktion stattgefunden hat. Sind dann erst Eier vorhanden und die Brutpflege hat begonnen, so kümmert sich der größere Theil der Bienen um die Königin gar nicht mehr, nur wenige begleiten sie; zu welchem Zwecke werden wir später sehen. Ein Herausfangen der Königin regt sie zunächst nicht mehr auf, wie jede andere Störung. Wird die Brutentwicklung zu stark zu einer Zeit, wo sie wegen nachlassender Weide nicht mehr schwärmen können, so würgen sie die Königin einfach ab und erbrüten eine neue. Dasselbe thun sie, wenn sie nicht fruchtbar genug ist oder wegen Alters in der Fruchtbarkeit nachläßt. Immer ist es die Rücksicht auf die Brut, welche ihr Verhalten gegen die Königin regelt.

Besonders wichtig für unsere Frage ist nun der dritte Punkt, die Arbeitsteilung im Stöcke. Eine genaue Beobachtung zeigt,

daß hier jedenfalls die Bewohner eines Stöckes in zwei Theile getheilt sind, in solche, welche die Brut pflegen, und in solche, welche das Einsammeln der Nahrung besorgen. Denn was man sonst wohl noch von Geschäften glaubt bemerkt zu haben, namentlich das Bewachen des Stöckes und das Einholen von Wasser, so werden diese das erstere wohl von beiden, das letztere von der zweiten besorgt, während die Pflege der Königin mit der Pflege der Brut verbunden ist. Wie geschieht diese Theilung? Alle dahin zielenden Experimente zeigen auf das bestimmteste, daß es die jungen neu ausgefrockenen Bienen sind, welche die Pflege der Brut und der Königin besorgen, namentlich der letzteren, während die älteren sich der Arbeit des Einsammelns unterziehen, und je älter sie werden, um so entschiedener der des Honigs. Etwa bis zum Alter von 14 Tagen gehört die Biene der Brut. Die übrige Lebenszeit, welche in der Arbeitszeit drei Wochen wohl nicht übersteigt, gehört sie der Arbeit. Nur zwei dafür zeugende Experimente seien hier genannt. Wenn ein Stöck durch irgend welchen Zufall seine Königin verloren hat zu einer Zeit, wo es ihm aus Mangel an Eiern nicht möglich ist eine neue Königin zu erbrüten (wir setzen als bekannt voraus, daß die Bienen aus jedem Ei, das nicht Dronenei ist, eine Königin erbrüten können), wenn also z. B. die Königin vor Alter gestorben ist und in den letzten Tagen nicht mehr hat legen können, so kann man einem solchen Stöcke dadurch zu einer neuen Königin verhelfen, daß man in denselben aus einem anderen Stöcke ein mit Eiern versehenes Stück einer Wachsstaube einfügt. Nun kommt es aber darauf an, wie lange der Stöck schon ohne Königin war. Ist noch anlaufende Brut vorhanden, so wird sofort eine neue Königin erbrütet. Ist dieses aber nicht der Fall, haben die jüngsten Bienen bereits ein Alter von etwa 14 Tagen überschritten, so kümmert sich keine mehr um die eingesetzten Eier. Der Stöck bleibt ohne Königin und muß eingehen. Allein auch dann noch kann man helfen. Man darf nur eine ganze Wabe einhängen, in der sich außer den Eiern auch eben austreichende Bienen befinden, so werden sich diese sofort an das Ausbrüten einer Königin wie an die Pflege der Brut machen.

Das zweite Experiment ist dieses. Wenn man einen Stöck in der Zeit der vollen Arbeit von seinem Plage fort nimmt und ihn in einer hinreichenden Entfernung wieder aufstellt, so werden, da die Biene jedesmal dahin zurückkehrt, wo sie zum ersten Male ausgeflogen ist, sämtliche Bienen, welche schon einmal ausgeflogen waren, nach dem früheren Stande zurückkehren und der verzeigte Stöck somit in etwa drei Tagen alle Bienen verloren haben mit Ausnahme derer, welche zur Zeit der Verzeigung noch nie ausgeflogen waren, d. i. derer, welche damals noch nicht über drei Tage alt waren. Da in dieser Zeit täglich gegen tausend austreichen, so werden am dritten Tage nach der Verzeigung immerhin fünf- bis sechstausend Bienen im Stöcke vorhanden sein; eine Zahl, welche hinreicht, die vorhandene Brut nebst der Königin zu pflegen, so daß diese keinen Schaden leiden, wovon man sich auch durch den Augenschein überzeugen kann. Dagegen hört das Einsammeln vollständig auf. Und obgleich die jungen Bienen in der Mittagszeit täglich wohl eine Stunde vor dem Stöcke hin- und herfliegen, so gehen doch gegen 14 Tage hin, bevor ein richtiges Arbeiten wieder beginnt. Hiermit ist aber auch die Frage nach der Arbeitsteilung vollständig beantwortet, nämlich dahin, daß sie nicht etwas von den Bienen selbst ausgeht, absichtliches ist, sondern allein mit dem Alter zusammenhängt. Der Trieb der jungen Biene geht allein darauf, die Brut und die Königin zu pflegen, die ältere wird von dem Triebe Honig einzusammeln beherrscht. Hiermit ist aber auch die Frage entschieden, ob die Bienen, wenn sie nach Abgang einer Königin eine neue erbrüten, sich irgendwie des Grundes bewußt sein können, und zwar nach der verneinenden Seite. Es sind die jüngsten Bienen, welche dieses Geschäft besorgen, und die von dem, was geschehen würde, wenn das Ausbrüten unterlassen würde, gar keine Erfahrung haben können. Man hätte nämlich, um das noch hinzuzusetzen, dem Stöcke außerdem, daß man alle Bienen abfliegen ließ, auch noch die Königin nehmen können und auch

die wäre wieder erbrütet. Hier können wir nun auch die Frage beantworten, wie ein Bienensod zu Wintervorräthen kommt. Wir sahen, es sind die älteren Bienen, welche das Einsammeln der Nahrung und des Honigs insbesondere besorgen. Ohne sich weiter um die Brut und deren Bedürfnisse zu kümmern, speichern sie den Honig in den dazu bestimmten Tafeln auf. Je mehr sie Honig finden, um so stärker wird ihr Trieb zu sammeln, denn um so früher am Tage fangen sie an und um so später hören sie auf. Ist nun die Weide gut, so sammeln sie mehr als von der Brut verbraucht wird und es entsteht ein Vorrath, der für den Winter und wohl noch darüber reicht; ist dagegen die Weide schlecht, nun so wird alles verzehret und der Sod muß im Winter verhungern. Von einer Vorsicht oder Berechnung ist hier in keinerlei Weise die Rede. Die Königin legt Eier und die jungen Bienen ziehen Brut auf, so lange die alten ihnen etwas bringen, unbekümmert darum, ob für den Sod etwas bleibt oder nicht, und die alten holen ein so viel sie können, wiederum unbekümmert, ob es verbraucht wird oder nicht, ja gerade je größer die Vorräthe werden, um so eifriger sammeln sie, wenn nur Raum zum Aufspeichern vorhanden ist. Jeder Theil folgt eben nur blind dem seinem Alter eigenthümlichen Triebe.

Gibt es in feuchten Jahren viel Blütenstaub und wässerigen Honig, was beides der Ernährung der Brut sehr förderlich ist, so überwiegt die Brutentwicklung. Aller Honig wird verzehret, die Stöcke werden mit Bienen überfüllt, es kommen Schwärme auf Schwärme, die Bienensände können die Zahl der Stöcke kaum fassen und schließlich schiebt der Bienenvater im Herbst mit Schreden, daß viel Volk, viel Wachs, aber nichts von Honig vorhanden ist. Dagegen umgekehrt, ist das Jahr mehr trocken aber nur sonst fruchtbar, so gibt es vielen und konsistenten Honig. Die alten Bienen werden immer begieriger nach Honig, während die jungen nicht so gut Brut ziehen können. Da diese mit Wasser und Blütenmehl nur schwach versorgt werden, so fällen jene schließlich alles mit Honig an, beschränken das Brutlager immer mehr, und schließlich ist der ganze Korb voll Honig, aber Schwärme hat es nicht gegeben und schwach ist zuletzt auch nur noch die Zahl der Bienen im Stöcke. Hier besteht eben für den Bienenzüchter die Kunst darin, mit seinem Verstande den blinden Trieb der Bienen so zu regeln, daß schließlich für ihn beides, hinreichende und gute Zuchtstöcke, so wie ein erklecklicher Honiggewinn herauskomme.

Wir kommen nun schließlich zur Beantwortung der vierten Frage: wie geschieht bei den Bienen die gegenseitige Mittheilung und Verständigung einschließlich des gegenseitigen Erkennens. Daß bei Thieren, welche in einer Gesamtheit zusammenleben und nur als Gesamtheit bestehen können, eine gewisse gegenseitige Mittheilung und darnach auch ein gewisses gegenseitiges Verstehen stattfinden muß, liegt in der Natur der Sache. Die Frage ist nur, ob ihr Verhalten hierbei von irgend welchem Bewußtsein dessen was sie thun begleitet ist oder ob auch hier ein ganz unbewußter Trieb waltet. Wir wollen ihr hierauf bezügliches Verhalten nach drei Seiten betrachten, nämlich in so weit es stattfindet bei der Erhaltung, Ernährung und Vertheidigung. Was das erste anbelangt, so beruht die Erhaltung des Stöckes wesentlich auf der Erhaltung der Königin, d. h. nicht der einzelnen, denn dafür wird nicht viel Sorge getragen, sondern darauf, daß stets eine Königin vorhanden sei. Hier ist nun die erste Frage: Was thun sie, wenn eine Königin genommen ist? Die nächste Antwort lautet kurz: sie erbrüten eine neue. Hier aber entsteht die weitere Frage: Wie erfahren sie, daß keine Königin im Stöcke mehr vorhanden sei? Denn da diese nicht an einer bestimmten Stelle sitzt, vielmehr beim Geschäft des Eierlegens im ganzen Stöcke zwischen 8000—10,000 dicht gedrängt sitzenden Bienen sich fortwährend auf und abbewegt, so ist schwer abzusehen, wie und von wem ihr Verschwinden sofort bemerkt werden soll. Dennoch zeigen Versuche, daß gewöhnlich schon nach einer halben Stunde der ganze Sod darum weiß. Hier ist natürlich für Vermuthungen großer Raum, deshalb ist denn auch gerade diese Erscheinung von solchen, welche den Thieren gern Verstand andichten möchten, reichlich ausgebeutet. So lassen

wir erst vor nicht langer Zeit darüber folgenbes: „Nimmt man einem Stöcke die Königin, so bemerkt man, wie die Bienen, welche sie stets begleiten (eine Art Leibwache!), dieses sofort vermöge der Fühlhörner*) den andern mittheilen, worauf diese auf gleiche Weise es weiter verbreiten, bis es der ganze Sod weiß, wo dann eine allgemeine Unruhe beginnt.“

Daß hiermit nur ein Phantasiestück statt wirklicher Beobachtung geliefert ist, sieht sofort jeder, der überhaupt von Bienen etwas versteht. Denn um es kurz zu sagen, es legt dieses Beobachtungen voraus, welche schlechthin unmöglich sind. Schon das Herausgreifen der Königin in dem Sinne, wie es dort vorausgesetzt wird, aus der Mitte des Stöckes und ihrer vorgebliebenen Begleiter ist unmöglich. Die Waben, zwischen denen sich die Königin bewegt, stehen nur $\frac{1}{2}$ Zoll auseinander und sind stets dicht mit Bienen besetzt, so dicht, daß es völlig unmöglich ist, dazwischen hinein zu gehen, selbst wenn das Gehäuse aus einer Glasglocke bestände. Die Königin schiebt das Licht und verbirgt sich, wenn Licht eindringt, sofort in den dichtesten Haufen. Wie will man die ergreifen, die man nicht einmal zu sehen bekommt! Wie will man unter dieser dicht gedrängten Masse ihre Begleiter erkennen! wie gar ihre ziemlich kleinen Fühlhörner und was sie damit beginnen! Fabeln! Nichtig ist nur, daß man einem Stöcke die Königin nehmen kann — die ganze Dierzonische Methode beruht darauf — und daß später in vielen Fällen — nicht immer — eine Unruhe und ein Suchen nach der verlorenen eintritt. Das übrige ist Phantasie. Man kann nämlich die Königin wirklich herausgreifen, wenn man Stöcke hat, welche so eingerichtet sind, daß man die Bruttafeln auseinander nehmen und einzeln betrachten kann. Hat man sie nun auf diese Weise gefunden und ergriffen, so wissen die übrigen auf der Tafel sitzenden Bienen hiervon zunächst gar nichts, denn sie haben sammt und sonders nur gleich der Königin das Bestreben dem Lichte zu entfliehen und sich zu verbergen. Darum aber kann man dreist mit bloßen Fingern zwischen sie hineingreifen.

Der wirkliche Vorgang ist nach allen in dieser Richtung gemachten Experimenten und nach dem, was man durch ein aufmerksames Horchen bei gut dazu eingerichteten Stöcken entdecken kann, etwa folgender. Zunächst ist das, was von fortwährenden Begleitern der Königin gesagt wird, wohl auch nur Fabel, da aber die Königin ihre Nahrung nicht selbst nimmt oder nehmen kann, ihr dieselbe vielmehr stets in den Mund gesteckt, sie gleich den jungen Vögeln gefüttert wird, so müssen eben Bienen vorhanden sein, die dieses Geschäft besorgen. Daß dieses jüngere sind, haben wir schon früher gesehen. Da aber die Königin täglich gegen 1000 Eier legt, also eigentlich im fortwährenden Legen begriffen ist, so muß begreiflicherweise auch ein fortwährendes Füttern stattfinden. Da der Honig sich außerhalb des Brutlagers befindet, so ist jedenfalls zum Füttern eine ganze Anzahl von Bienen erforderlich, welche hin und her laufen und mit Speise die Königin auffuchen. Ist diese nun fort, so wissen sie zunächst hiervon nichts, sondern sie laufen mit ihrem Futter das ganze Brutlager durch, um sie zu suchen. Hat nun eine oder haben mehrere den ganzen Raum abgesehen, ohne sie zu finden, so erheben sie das Such- oder Lodgeräusch, welches sie überhaupt erheben, wenn sie eifrig suchen oder andere herbei locken wollen, besonders wenn sie schwärmen und die Königin nach der Stelle hinarufen wollen, wo sie sich zu setzen gedenken. Ist dieses erst von einer erhoben, so stimmen natürlich alle, die da suchen, mit ein, und allmählich verbreitet sich die Unruhe, wie jede Unruhe im Stöcke, über einen größeren Theil der Bienen. Denn die älteren Feldarbeiter scheinen sich auch hierbei theilnahmloser zu verhalten. Diese Unruhe dauert bald länger, bald kürzer, bis eine beginnt, eine Königinzelle zu erbauen, worauf sich die übrigen auch daran machen, denn

*) Die Fühlhörner der Insekten spielen bei gewissen Naturforschern eine große Rolle, obgleich man doch eigentlich, da uns selbst jedes ähnliche Organ abgeht, gar nicht recht sich vorstellen kann, was sie dem Insekten sind. Oder geschieht es vielleicht gerade deshalb? Die Bienen heilen sich, wie später nachgewiesen werden wird, nie durch die Fühlhörner etwas mit.

es wird nicht bloß eine, sondern mitunter werden wohl ein Duzend erbaut. Sind sie erst hierbei beschäftigt, so hört die Unruhe allmählich wieder auf. Hieraus erklären sich noch zwei Stücke. Einmal, daß sich diese Unruhe nicht sofort erhebt, nachdem die Königin genommen ist. Die betreffenden Bienen suchen eben erst den ganzen Stock ab, ehe sie den Lohruf erheben. Das zweite aber ist dieses, daß sich diese Unruhe keineswegs immer erhebt. Zuweilen, und das gar nicht selten, ist nicht die mindeste Unruhe zu bemerken, und doch sind, wenn man nach 10 oder 12 Stunden nachsieht, die Königinnen bereits vorhanden. Hier also ist der Verlust der Königin dem Stöcke gar nicht mitgeteilt. Dieses scheint namentlich dann statt zu finden, wenn der Stock völlig schwarmfertig war. Hier waren die Bienen durch das ganze Benehmen des Stöckes auf den Abgang der Königin gleichsam vorbereitet, darum lockten sie nicht weiter, nachdem sie sich von deren Abwesenheit überzeugt hatten, sondern begaben sich sofort an das Erbrüten einer neuen. Wir sehen demnach, wie bei diesem Vorgange von einem Mittheilen oder sich Verständigen eigentlich gar nicht die Rede ist. Es ist das rein instinktmäßige Suchen und Vorden.

Die zweite Frage ist: Wie findet die Mittheilung bei der Ernährung statt? Stellt man nicht zu weit von einem Bienenstande Honig offen hin, so mag dieser eine Zeit lang unangegürtet stehen; hat sich aber erst eine Biene eingefunden, vollgeflogen und ist wieder abgeflogen, so dauert es nicht lange, so kommen mehr und immer mehrere, bis der Honig dicht mit Bienen besetzt ist. Hier hat die erste Biene es offenbar in ihrem Stöcke gemeldet, daß dort Honig vorhanden ist. Ferner oben erwähnte Aufsatz kommt auch auf diesen Fall zu sprechen und natürlich spielen auch hier die Fühlhörner und der Verstand der Bienen eine große Rolle. Er ist aber auch hier wieder auf falscher Fährte, denn der Vorgang ist folgender: Nicht allein die Königin wird gefüttert, die Bienen füttern sich auch vielfach gegenseitig. Man kann in der Zeit des Eintragens leicht beobachten, wie die vom Felde kommende Biene der am Flugloche befindlichen von ihrem Honig mittheilt, indem sie sie an ihrer Junge leden läßt. Ebenso läßt sie sie auch öfter von dem an ihren Schenkeln befindlichen Blütenstaube fressen. Hat nun also eine Biene Honig gefunden, so theilt sie dieses im Stöcke einfach dadurch mit, daß sie andere davon kosten läßt. Darum kann sie es auch nicht sofort dem ganzen Stöcke mittheilen, sondern nur so weit, als ihr Honigvorrath reicht. Dieses wird nun durch folgenden Versuch bestätigt. Wenn man irgendwo Honig hinstellt und nun nicht wartet, bis sich von selbst Bienen einfunden, sondern etwas Honig auf ein Stückchen Wabe streicht, dieses vor das Flugloch eines Stöckes so lange hält, bis sich mehrere Bienen darauf gesetzt haben, und diese nun nach dem Honig hinträgt, kann man leicht folgendes beobachten. Hat man nur zwei oder drei Bienen hingebacht, so wird es ziemlich lange dauern, bis sich eine größere Masse sammelt. Waren es aber vielleicht 20—30, so wird in kürzester Frist ein großer Haufen den Honig umschwärmen. Ganz natürlich, denn 20—30 können zehnmal so viel Honig mitnehmen wie 2—3, also auch an eine zehnfach größere Zahl austheilen. Und wie hier, so geschieht es stets, wo neue Weide aufgefunden ist. Die Mittheilung erfolgt rein instinktmäßig ohne alle Ueberlegung.

Wir kommen schließlich auf die Vertheidigung und was hierbei an Erkennen und Mittheilen stattfindet. Die Biene leidet nicht, daß etwas Fremdes in den Stock eindringt, deshalb ist der Eingang stets bewacht. Die Bienen sitzen im Stock so, daß die vordersten bis zum Eingange vorgeschoben sind. Regt sich nun etwas vor dem Flugloche, so eilen die zunächst Sitzenden sofort hinaus, um zu sehen, was es sei. Ist es etwas Fremdes, das eindringen will, ein Horniß, eine Wespe etc., so suchen sie dies zu hindern. Entsteht hierbei ein Kampf und demzufolge ein weiteres Geräusch, so eilen noch mehr hinaus, und kehren zurück, wenn die Sache vorbei ist. War es eine zum Stöcke gehörige Biene, welche das Geräusch machte, weil sie etwa das Flugloch nicht gleich treffen konnte, so zieht man sich, nachdem sie erkannt ist, einfach zurück. War es dagegen eine fremde Biene, die hier einzudringen sucht, um zu rauben,

so wird sie gleich der Wespe als Feind behandelt. Hier entsteht nun die Frage: Woran unterscheiden sie die fremde von der einheimischen? Diese Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten. Jedenfalls nicht mit den Fühlern, denn eine fremde kennen sie, noch ehe sie mit ihr in Berührung gekommen sind. Das erste, was sie verräth, ist wohl das Benehmen der fremden. Die einheimische Biene, welche den Eingang genau kennt und hier daheim ist, fliegt gerade an und kriecht dann ruhig hinein, die fremde dagegen ist unsicher, fliegt erst summend hin und her, unsicher tastend, wo und wie sie unbemerkt einschlüpfen könne. Hierdurch verräth sie sich, so daß auch ein erfahrener Bienenvater es sofort sieht, wenn fremde Bienen einen Stock angreifen, und sie heraus erkennt. Daß auch die Bienen hieran allein zunächst den Fremdling erkennen, erhellt aus folgendem. Wenn bei einem Raubanfälle viele fremde vor dem Flugloche umherfliegen, so werden dadurch auch die ankommenden einheimischen an einem ruhigen Anfluge gehindert, sie tasten ebenfalls erst hin und her, und wenn sie sich dann setzen, so werden sie zunächst gerade wie die fremden von den Wächtern angefaßt. Erst dann geschieht die Erkennung und zwar dadurch, daß die fremde Biene sich vertheidigt oder loszureißen strebt, während die einheimische still hält und, da sie vom Felde kommt, von dem Mitgebrachten zu kosten gibt. Eine Biene, welche Honig bringt, wird immer eingelassen, auch wenn es eine fremde ist. Ferner, wenn es trotz alles Aufmerksens erst einigen fremden gelungen ist, die Wächter zu täuschen, einzudringen und mit Honig beladen den Stock wieder zu verlassen, so orientiren sie sich und fliegen, wenn sie wiederkehren, direkt im Flugloche an. Dann werden sie nicht mehr erkannt, sondern können ungehindert eindringen, auch wenn das ganze Flugloch von Wächtern besetzt ist, durch welche sie mitten hindurch müssen. Bemerkt man dieses und macht nun am Flugloche eine derartige Veränderung, daß das direkte Einfliegen nicht geht, sie erst wieder tastend umherzuschwirren, so werden sie auch wieder erkannt und abgeblissen. Dagegen wird jede fremde Biene gleich der einheimischen eingelassen, wenn sie etwas bringt.

Nehme ich von zwei dicht nebeneinander stehenden Stöcken den einen zur Zeit des Eintragens von seiner Stelle und rade den stehenbleibenden ein wenig nach der Seite hin, wo ferner gestanden hat, so werden alle vom Felde heimkehrenden zu dem entfernten Stöcke gehörigen Bienen an dem stehengebliebenen anfliegen. Die dadurch entstehende Unruhe löst sofort die Wächter hervor, dennoch entsteht kein Abbeissen, die fremden werden gleich den einheimischen eingelassen, weil sie etwas bringen. Es erhellt aus dem allem ziemlich klar, daß hier auf feinere Weise ein mittheilendes Erkennen stattfindet, wir sehen vielmehr, daß sich eigentlich auch die Bienen desselben Stöckes nicht kennen. Ja die Biene kennt sogar ihren eigenen Stock nicht. Macht man an dem Flugloche eines Stöckes eine derartige Veränderung, daß dasselbe erhöht oder erniedrigt wird, so gibt dies vor und in dem Stöcke eine viel größere Unruhe, als wenn man an seine Stelle einen fremden hinstellt, dessen Flugloch gleiche Höhe mit dem fortgenommenen hat, wenn derselbe inwendig nur einigermaßen mit diesem übereinstimmt.

Hätte die Biene nur das geringste Bewußtsein von dem, was sie thut, warum bringt sie, wenn sie rauben will, nicht etwas Honig mit, sie würde sofort eingelassen werden. Sie thut es nicht, eben weil sie kein Bewußtsein hat, sie also auch keine Schlüsse machen kann, sondern in allem unbedingt an den ihr innewohnenden Trieb gebunden ist und darüber nicht hinausgehen kann. Dieses erhellt auch noch ganz klar aus folgendem. Die Biene entfernt aus dem Stöcke alles, was darin hinderlich und schädlich ist, aber nur, wenn es ihr direkt in den Weg kommt; ist dieses nicht der Fall, so läßt sie es ungestört sitzen. Dies sieht man am deutlichsten an ihrem Verhalten gegen die Wachsmotte, welche, wenn sie im Stöcke überhand nimmt, die Bienen zwingt denselben zu verlassen. Man sollte meinen, einen solchen Feind würden sie im Stöcke verfolgen, wo er sich nur zeigte. Dieses ist aber keineswegs der Fall. Kommen sie ihnen in die Quere da, wo sie schaffen, so werden sie ergriffen und herausgeworfen, sehen sie sich dagegen in Tafeln fest, welche die Bienen gerade nicht brauchen,

so gehen diese unbekümmert neben ihnen her und lassen sie sich einmischen. Tritt aber ein Umstand ein, der die Bienen veranlaßt jene Tafeln wieder in Gebrauch zu nehmen, z. B. wenn ihnen reichlich Honig zusießt, den sie dort einspeichern wollen, so wird das ganze Wottennest, wenn es irgend noch möglich ist, losgerissen, und aus dem Stode herausgeworfen.

So muß denn das Endurtheil nach allem bisherigen lauten: Die ganze Einrichtung und das ganze Verhalten der Bienen trägt zwar überall Spuren von einem hohen Verstande, aber von diesem Verstande ist nichts in ihnen, sondern er ist allein in dem, der sie geschaffen und mit den nöthigen Trieben versehen hat.

Der Raubmörder Sauebutth.

Nachdruck verboten.
Gel. v. II. / VI. 70.

Ein Lebensbild aus dem dreißigjährigen Kriege. Nach den Kriminalakten mitgetheilt von August Jugler.

Dreißig lange Jahre zerfleischt die Ruthe des Herrn unser Volk. So groß schien die Sünde der Väter, daß kein Blut, kein Thränenstrom den Himmel zu erweichen vermochte. So furchtbar war der allgemeine Nothstand, daß nach menschlichem Ermessen für eine höhere Gerechtigkeit dem Verbrechen

heller strahlte gegenüber der tiefen Verkommenheit seiner Mitbürger. Denn auch in Hannover lebte ein entartetes Geschlecht.

Ein wildes Landsknechtsleben führten auf Wällen und Thoren die Bürger. Wo früher Gottesfurcht und Ehrbarkeit regierten, waren mit einer rohen Soldateska Gotteslästerung



Miez und Mann. Aus den „Katzenbildern“ von Friedrich Specht.

kein Raum blieb. Die Bestie im Menschen war wieder großgezogen. Blutdurst und Wollust hatten sich vermischet — Hunger und Noth entsprangen dem geschwisterlichen Bunde.

Grimmelshausens „Simplicissimus“ und Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sind Gemeingut unseres Volkes. Es bedarf keiner Darstellung der allgemeinen Lage zur Zeit des großen Krieges. Auf die Zustände Niedersachsens, insonderheit Hannovers, richten wir den Blick.

Wenige Städte in Niedersachsen blieben während des dreißigjährigen Krieges in gleichem Maße wie Hannover gnädig bewahrt. Wohl wälzte der Kampf sich hart vor die Thore der Stadt und wogte hier hin und her, doch im ganzen Kriege traf kein feindlich Geschöß die Brustwehr Hannovers. Wohl feuerte der Bürger unter Kriegserpressungen und Pest, doch der ausgemergelten Gemeinde blieb ein Erjah nicht versagt. In dieser Zeit wurde die Stadt Residenz, in dieser Zeit erwuchs in Johann Duve der beste Bürger Hannovers, dessen aufopfernde Liebe zur Vaterstadt in den schönsten Denkmalen eines echten Bürgerfinnes sich bekundet, dessen seltene Tugend um so

und Unflätere eingezogen. Auf Völlerei, auf Pressen und Sausen, stand der Junstgenossen Sinn, deren brüderlich Band von den Vorfahren zur Hebung des Handwerks bestimmt war. Die gute deutsche Art, die alte Einfachheit der Sitten, sie waren in „alamodische“ Unsitte, in lächerliche Hoffarth verwandelt. Es kämpften die Patrizien für das krause Haar der Frauen und Töchter, es stritten die vornehmsten Korporationen um den Prunk eines Reichthums!

So stand es mit den Bürgern. Und die Landesherren, die Väter des Vaterlandes? Der Eine (Christian Ludwig) schlug bei Nachtzeit im Rauße den Bürgern die Fenster ein, und verübte mit seinem durchlauchtigsten Bruder, wie mit Kapitänen und Pagen, sonstige wahnwitzige Streiche, der Andere (Georg Ludwig) verließ sein Land, um den Schweiß seiner darbenenden Unterthanen in Frankreich und Italien mit liebedürftigen Weibervolk zu vergeuden.

Und wie sah es im Lande aus? Es sträubt sich die Feder, die Gräuel und den Jammer zu schildern, wie sie die Archive von Landschaften, Städten und Klöstern in so überreicher Fülle

bewahren. Vigisten und Kaiserliche, Dänen und Schweden — Freund und Feind — sie hatten dem elenden Landvolke nichts als die Verzweiflung gelassen. Von Raub und Plünderung lebten die Heere. Was Wunder, wenn aus den Parteidüngern, die plündernd und brandschatzend auszogen, den Unterhalt für die Armee zu beschaffen, Landzwinger, Wegelagerer und Straßenräuber wurden, die auf eigene Faust, bald im Kampfe, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten ihr Gewerbe betrieben. Wie anders als durch Diebstahl und Raub sollte der nackte Bauer sein Leben fristen? Hatte er doch alle Sünden der Fremden, die mit Tilly und Wallenstein in den Norden Deutschlands kamen, gründlich erlernt.

Am Sollinge rotteten sich die Bauern in große Räuberbanden zusammen. Auf beiden Seiten des Harzes sah man bewaffnete Banden, die sogenannten Harzschützen, die Wälder durchstreifen. Niemand wagte einen Fuß aus den Bergstädten zu setzen. Wer nach Nahrung ausging, wurde von den Harzbauern geplündert und niedergeschlagen. Die Kirche zu Schobersiedt bei Königslutter diente geraume Zeit einer Räuberbande zur Herberge. In Sieboldehausen war der Richter Anführer einer Bande. Die Bauern vom Deister waren aller Schelmstücke kundig. Der Stadtwald „Eilenriede“ bei Hannover bot den räuberischen Landleuten der Umgegend sicheren Versteck. Hier waren die gefährlichsten Räuber: Jaspas Hanebutth aus Groß-Buchholz, Caspar Reusche von Stöckheim und Hünchen von Rode, ein hannoverscher Patrizier. Alle drei Mordgesellen erreichte der Arm der Gerechtigkeit. Längst vergessene Denksteine bezeichneten vor den Thoren die Stätte, wo der Mordlust Opfer gefallen. Mit Grausen stahl im Schein des Mondes der Wanderer sich an den bleichen Kreuzen vorüber. In jenem entsetzlichen Kampfe um das Dasein war ein Jeder nur auf die eigene Rettung bedacht. Niemand getraute sich, gegen die freche Gewaltthat der Räuber aufzutreten. In den Nachbarbüschen und hart vor den Thoren der Stadt verweilten an der Heerstraße und im freien Felde der Erschlagenen Leichen, wenn nicht Wölfe oder sonstiges Unthier sie unter den Augen der Bauern und Bürger verzehrten.

Das Räuberwesen jener Zeit stellen wir vor Augen. Vergilbte Kriminalakten sind unsere Quelle. Die Stadt Hannover und deren nächste Umgebung ist der Schauplatz. Der Held des Bildes ist ein Bauer aus der Nachbarhofs, der im Munde des Volkes fortlebt, dessen die Dichtung sich für die Volkshöhe bemächtigt, der im hannoverschen Künstlerverein „so oft gebiet hat zu der Freude Spielen“, dessen Andenken mit dem hannoverschen Bürgerwalde für die fernsten Zeiten verknüpft ist.

„Hanebutths bloß“ in der Eilenriede kennt noch heute jedes Kind in der Stadt. Kein Name ist volkstümlicher in Hannover als der Hanebutths, dessen unheimliche Schreckensgestalt in immer dunkleren Umrissen von Geschlecht auf Geschlecht überkommen ist. Eine atemmäßige Darstellung seines Lebens wird auch in weiteren Kreisen willkommen sein. Zu dem Räuberleben im Schwarzwalde, wie Grimmelhansen im „Simplicissimus“ es schildert, wird damit ein Seitenstück aus Niederachsen geliefert. Manchen Zug aus dem Leben Oliviers wird der Leser in der Geschichte Hanebutths wiederfinden.

Jaspas Hanebutth war aus der Finfenburg bei Groß-Buchholz gebürtig. Er lernte nicht lesen und schreiben. Katechismus und Kirche blieben ihm böhmische Dörfer. Als Junge diente er bei einem Bauer im Nachbardorfe Liff. Dann ließ er sich anwerben und trat unter Douglas in schwedische Dienste. Später wohnte er lange in Groß-Buchholz und trieb Pferdehandel, wobei er im deutschen Reiche weit umherkam. Nach dem Kriege diente er kurze Zeit als Soldat beim Rathe zu Hildesheim. Er war verheiratet gewesen, zur Zeit der Unterjochung war die Frau nicht mehr am Leben.

Ein wilder unheimlicher Gesell, war Hanebutth der Schrecken des Dorfes. Manchmal jagte er die Bauern aus dem Dorfe und hielt unterdessen mit den Weibern rechtschaffnen Haus. Wollten dann die Bauern auf ihn ein, so stieß er sich mit dem bloßen Messer auf den Leib — und kein Tropfen Blutes kam! Mit höllischen Zaubermitteln hatte er den Leib gegen das Geschloß der Feinde verfestet. Oft war er auf die Haut geschossen

und nie war die Kugel durchgegangen. Ein Bauer in Liff hatte ihn das Festmachen gelehrt. Der hatte ihm einen beschriebenen Zettel gegeben und gesagt: „Wenn er davon einen Mund voll eingefressen, so sei er 24 Stunden fest; soweit Einen aber die Sonne beschneie, könne man sich nicht fest machen.“

Hanebutth war eine Zeit lang Bürger in Hannover und verkehrte Zeit seines Lebens viel in der Stadt. In den Wirthschaften, wo Bürger und Bauern um Herberge oder um einen Krug Biers einfamen, waren Hanebutth und seine Kameraden gefürchtete Gäste. Sie lösten den Bürgern den Broihan aus und fragten nicht nach der Bede. So oft sie sich schlugen beim Würfelspiel, so schalten sie einander doch nie. Sobald sie sich wieder vertragen hatten, tranken sie weiter und gingen abends hinaus auf die Dörfer. Hanebutth führte sein „Mohr“ allezeit bei sich. Seine Sachen hielt er heimlich. Er mußte wohl kein gut Gewissen haben, denn kam der Stadtknechte Einer in die Schenke, so machte Hanebutth sich alsbald aus dem Stanbe. Seine bestialische Wuth kannte keine Grenzen. Einst hatte er einem hannoverschen Bürger Mist abgekauft. Als er den Mist abholte und des Wirthes kleine Hunde ihn anliefen, faßte er die Mistgabel und schlug damit dem Manne dermaßen über den Kopf, daß er wie todt niederfiel. Als der Unglückliche sich wieder ermannte, zwang ihn Hanebutth mit entblößtem Messer, daß er aus dem Krage, in den das Blut von seinem Kopfe gelaufen, ihm Bescheid thun sollte. „Wenn er auf Worten ausgegangen“, sagte der Wirth, „solle er zuvörderst bei den kleinen Kindern in der Stube anfangen.“ Als die Frau ihren Mann dann verband, drohte Hanebutth abermals mit bloßem Messer, ihm die Kehle abzuschneiden, wenn er nicht trinken wolle. Auch einen Andern, der eben zugegen, zwang Hanebutth, den mit des Wirthes Blute vermischten Broihan zu trinken.

„Es sind nicht alle Spitzbuben, die von Hundten angebollen werden“, sagt Christoph Lehmann (1568—1638) in seinem Morlegium politicum. In Hanebutth witterten aber die Hunde wohl den Spitzbuben, wie er denn auch bei Bürgern und Bauern im Rufe eines Pferdediebes stand.

Eine unverächtliche Dreistigkeit bei einem Pferdediebstahl brach Hanebutth den Hals. Er handelte in Hannover auf die Pferde eines Bürgers und sagte in seinem Kerger, als dieser sie für den gebotenen Preis nicht abstehen wollte: „Gegen Morgen kloß acht Uhr sollt Du wol andere Zeitung hören und der Pferde wol los werden.“ Am andern Morgen waren die Pferde verschwunden. Auf die Anzeige davon wurde Hanebutth am 14. November 1652 in Hannover verhaftet.

„Er und sein Schwager laufen bisweilen ein Pferd und verkaufen das wieder, daß sie daran einen Flemming verdienen; er helfe auch wol den Leuten arbeiten um Tagelohn“, so lautete im ersten Verhör auf dem Rathhause in Hannover Hanebutths unschuldige Rede. Wohl hatte er manchem Pferde ins Maul gegeben. Als ihm von Meister Martin, dem Scharfrichter, die Beinshellen angelegt wurden, kamen 14 Pferdediebstähle und 19 Mordthaten zu Tage!

Jetzt erfuhr die Welt, was Hanebutth und seine Kameraden in den Wirthschaften der Stadt gesucht hatten. Beim Broihan, Spiel und Pferdehandel ward hier auf Raub- und Mordanschläge gejonnen. Wehe dem Krämer, der hier sich ausließ, wohin des Weges sein Geschäft ihn führe! Wehe Jedem, bei dem hier ein Groschen Geld gemerkt ward! Im Graben am Walde, an der Heerstraße, wartete ihrer ein sicheres Grab.

Die eingestandenen 19 Mordthaten wurden in den letzten beiden Jahrzehnten des Krieges begangen, die meisten in der Nähe der Stadt, an Hanebutths Geburtsstätte, in Botsheld und Liff, am Sandberge bei Hainholz, bei Misburg und Seelze, andere im Lüneburgischen und Hildesheimischen, nur zwei in weiterer Ferne, bei Rendsburg und Ingolstadt. Gemordet wurde, was vorkam, der kaiserliche Mustertier wie der schwedische Reiter, „der düstere Räuber und der heitere Spielmann“, der Marktender und der Krämer, der arme Schäfer und der Hausmann, der Kamerad und die Liebste. Wer ein Stück Plunder am Leibe trug, dem wurde auf den Weg gegangen. Marktender verprügelten fette Beute. Die Leichen der Ermordeten, sagt Hanebutth, hätte er allemal an der Wahnstatt liegen

lassen und sich nicht so viel Weile genommen, dieselben zu verscharren, aus Furcht dabei betreten zu werden.

Hanebuth mordete für sich allein, wie im Bunde mit Kameraden. Jeder stand unabhängig von dem andern. Man kannte seine Leute und verband sich für den einzelnen Anschlag. Hanebuths Kameraden waren meist frühere Soldaten und Bauern aus Bothfeld und anderen Dörfern der Umgegend. Genannt zu werden verdient Hans Stille von Dedensen, der sieben Morde mit Hanebuth verübte. Anton, der alte Untervogt von Kirchrode, ein Bedienter des Amts Goldingen, ging mit auf Partei aus. Hanebuths Verwandtschaft, sein Bruder und sein Schwager, waren Helfershelfer. Ueber die Ausführung der Mordanschläge verständigten sich die Kameraden. Gingen sie darauf aus, daß sie jemanden „unbrücken“ wollten, so wurde im voraus bestimmt, wer den Schuß thun sollte. Die Theilung der geraubten Sachen unterlag gewissen Gesetzen. „Die Hölle selbst hat ihre Rechte!“ Wer den Anschlag gewußt, wer Leibesgefahr bei der That hatte austreten müssen, bekam zu seinem „Anpart“ mehr als die Andern. Das den Gemordeten abgenommene Geld wurde auf der Stelle „verpartiert“. Die Kleidungsstücke der Erschlagenen legten die Räuber wohl selbst an. So trug Hanebuth längere Zeit den Koller eines von ihm ermordeten Trompeters. Für andere Dinge hatten die Gesellen ein Ablager vor St. Agidithore neben dem Birtengarten (dem jetzigen neuen Hause gegenüber). Hier am Walde — die mitten zwischen Groß-Buchholz und der Stadt gelegene Eilenriede begünstigte die Anschläge — wurde zu gelegener Zeit die Beute vertheilt. Dem Kerl, welcher auf dem Garten wohnte, wurde allerhand abgegeben.

Für den Pferdediebstahl bestand eine weitverzweigte Bande. Von eines ehrbaren Rath's Weibe wurde gar manche Mähre „gelangt“. Die Diebe fingen die Pferde mit einem Halfter und ritten unter den Augen des Hirten auf ihrer Beute von dannen. Die Thiere wurden dann bei Helfershelfern untergebracht oder in den Wiesen stehen gelassen, bis sie durch die dritte Hand im Kauf oder Tausch nach Hannover, Braunschweig oder Hildesheim, in das Gericht Peine oder an den alten Stall in Schwichfeld gingen. Meist wurden die Pferde Juden zugestohlen. Hinrich Scheele, „der Vormund“, war Hanebuths vertrautester Helfer. Wer die gestohlenen Gänse eine Zeit lang im Stalle gehabt, bekam seinen Part. Ochsen wurden nicht verschmäht, und manches Schaf namentlich seines eigenen Bruders und Spießgesellen hatte Hanebuth „angepaßt“.

Wir wollen jetzt den Räuber bei einzelnen Anschlägen begleiten.

Am 1. Februar 1632 hatte der schwedische General Bannier bei Sarstedt sein Lager aufgeschlagen. In diese Zeit fällt eine ganze Reihe der Raubmorde Hanebuths.

Bei Bothfeld in der Pinkenburg hatte Hanebuth dazumal einen Marktederjungen durch den Kopf geschossen. Es war ihm sein Haus in Buchholz abgebrannt; das hätte ihn verdrossen, erzählt er, und hätte er sich dessen an dem Jungen erholen wollen. Zwei Kameraden waren mit dabei gewesen. Sie warfen den Leichnam etwas vom Wege ab in den Schiffsgraben. Als Hanebuth vierzehn Tage nachher vorbeikam, fand er daselbst noch die Arme und Beine des Jungen. Alle Bothfelder hatten den Leichnam liegen gesehen. Dem Jungen hatten die Räuber drei Pferde abgenommen, die in der Stadt verkauft wurden; Hanebuth bekam für das seine sieben Thaler.

Wie der Schlächter bei seiner blutigen Hantierung, hatte Hanebuth, als er den Jungen vom Leben zum Tode beförderte, aus dem Kirchengelängbuch das Morgenlied gesungen:

„Greif an das Werk mit Freuden,
Wozu mich Gott bescheiden
In meinem Amt und Stand.“

Dem Bluthunde fielen vor Entsetzen die Arme am Leibe hernieber, als er nach Jahren in Hannover die nämlichen Worte vor sich hinsang.

Ebenfalls zur Zeit dieses schwedischen Lagers hatten Hanebuth und Stille im Bothfelder Moore einen schwedischen Reiter aus Baiern umgebracht, der in der Stadt viel mit ihnen verkehrte und unterschiedlich mit auf Partei ausgegangen war.

Sie erschossen den Kameraden um des Geldes willen, das sie bei ihm wußten. Fünzig Thaler nahmen sie ihm ab und ließen ihn unbegraben liegen. Einwohner von Bothfeld entdeckten beim Torsholen den Leichnam mit abgeschmittener Gurgel, einen Knüttel daneben liegend. Mit diesen Kumpanen ging Hanebuth zur Stelle zurück, um den Entleibten nochmals abzulesen. Sie fanden noch $1\frac{1}{2}$ Thaler und etliche böhmische Groschen, die vertheilt wurden. Hosen und Unterwams wurden dem gemordeten Kameraden vom Leibe gezogen.

Ein dritter Mord aus der Zeit des Sarstedter Lagers führt uns nach List. Hier wurde ein Marktender mit seinem Jungen erschossen. Hanebuth und drei Kameraden, darunter der alte Untervogt aus Kirchrode, waren von der Partie. Hanebuth nahm den Jungen, ein Kamerad den Marktender. Mehrere Bewohner von List, die am Abend vor dem Hause auf dem Balken saßen, hatten den Reiter mit seinem Jungen in ein Haus reiten sehen. Sobald er wieder herauskam, hörten sie einen Pfiff, in demselben Augenblicke einen Schuß und schweres Knien. Niemand rührte einen Fuß von der Stelle. Der Leichnam des Marktenders wurde von den Räubern im Graben ins Gras gebettet; den Jungen fraßen die Hunde. Die Pferde wurden nach der Stadt gebracht, der Wagen auseinander genommen, in List bei einem Bauer niedergelegt und später für zehn Thaler an einen Marktender verkauft.

Im Leben Hanebuths spielen, wie in dem anderer, berücktigter Gauner, als des Fra Diavolo und des Cartouche, die Weiber eine große Rolle. Freilich ist das Genre ein anderes.

In dem Jahre, in dem der Krieg vertragen ward, erschöpfte Hanebuth umweit Seelze im Grunde einen Schäfer, der ihm des Weges von Limmer herauf begegnete. Der Unglückliche mußte in eine Lehmgrube hinabsteigen, um hier aus Hanebuths Rohr die Todesstugel zu empfangen. Der Räuber, Geld bei ihm vermuthend, fand außer neun Groschen dreizehn Ellen Leinwand, die er in einem Bauernhause zu List niederlegte. Im Verhör erzählt Hanebuth: „Dieses Mannes Frauen hätte er zu Willen sein müssen, wie er noch wäre ein Jung gewesen und bei dem gedient, und hätte die ihn zu allem Unglück gebracht.“

Ein anderes Weib, Maria, die auf vielen Streifzügen Hanebuths Gefährtin gewesen, fiel im Baiernlande seiner That zum Opfer. Er hatte „das Weib“ gern abschaffen wollen, weil sie mit anderen Kerlen, namentlich mit einem Corporal zu schaffen gehabt habe. Seinem Befehle, zurückzubleiben, hatte sie nicht Folge geleistet. Da schoß er sie bei Ingolstadt durch die Brust. Er ließ sie unbegraben liegen und sagte den Kameraden, daß er sie „zum Salzberge“ (in Tirol) gelassen. Hanebuth behauptet, daß Maria all seines Unglücks Ursache gewesen und ihn aus dem Lande herausgebracht habe. So wälzt Hanebuth die ganze Schuld an seinem Lasterleben auf die Weiber!

Zum Schluß werfen wir einen Blick auf den Gang des peinlichen Prozesses.

Nach Kaiser Karls des Fünften und des heiligen römischen Reiches hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung wurde Hanebuth verurtheilt. Den kaiserlichen Rechten ward vom hannoverschen Rathe mit ernstlichem Fleiß nachgelebt. Am 30. November 1652 wurde Hanebuth zum ersten Male verhört — schon am 4. Februar 1653 wurde er gerichtet, obwohl seine Richter in mehreren Zweifelsfällen von benachbarten hohen Schulen Rath eingeholt, auch von verschiedenen Beamten der Umgegend wegen der in der Herren anvertrauten Kempter Hoheit begangenen Uebelthaten zur Beförderung der lieben Justiz Kundtschaft eingezogen hatten.

Gleichwie Hanebuths Richter einer prompten Justiz sich bestreift, so zeugt auch des Verbrechers Behandlung durchweg von menschlicher Gefinnung. Die christliche Obrigkeit ließ es sich angelegen sein, durch geistlichen Zuprud dem Sünder den Weg des Heils zu bahnen. Als Hanebuth am Tage vor der Menschwerdung Christi sich ausbat, daß er auch während der bevorstehenden Feiertage von den Herren Predigern in seinem Christenthum möcht informirt werden, wurde ihm diese Gnade

gern gewährt. Mit gewissenhafter Sorge wurde das Maß der Folter in den geistlichen Schranken gehalten. Dem Gefangenen ward Schutz gegen die grimmige Kälte nicht versagt.

Am 3. und 4. Februar 1653 bezog der regierende Bürgermeister das hochnothwendige Halsgericht. An beiden Tagen spielte vor Gericht und Geschwornen jene schwerfällige, mit Formen überladene Handlung sich ab. „Gnade, bin verführt“ war des Angeklagten letztes Wort. Unter der Laube des Rathhauses (der Kalbannenburg gegenüber) wurde über Hanebuth das Urtheil gesprochen.

Hier im Kellerraum wurde Hanebuth verwahrt und durch die peinliche Frage zum Geständniß gebracht. Ihm zur wohlverdienten Strafe und anderen zum abschreckenden Exempel sollte Hanebuth — so lautete das Urtheil — mit dem Rade durch Zerschlagung seiner Glieder vom Leben zum Tode gerichtet werden. Der Bürgermeister befahl dem Nachrichten, das Urtheil zu vollziehen. Meister Martin hat um Geleit und Schutz, sich

erbietend, das Urtheil also zu exequieren, daß dadurch eines hohen Rathes peinliches Gericht nicht geschwächt werden sollte. Der Bürgermeister rief des Nachrichten's Frieden aus, und der Verdammte wurde vom Meißer angenommen. Der Zug ging durch die Stadt zum Steinthor hinaus, wo neben dem feineren Galgen ein neues Rad aufgerichtet war: die Bauermeister voran, ein Trupp Bürger, dann zu Pferde der Stadthauptmann und eines hochwohlwollenden Rathes Kommissarien, hierauf der arme Sünder, durch die Pastoren und Stadtknechte begleitet, und zum Schluß ein Trupp Bürger. Der Verdammte — dem ein ansehnlicher Weintraut zur letzten Reise vergönnt war — wurde mit dem Rade zerstoßen und dann auf das Rad gelegt. Das Rad wurde mit 19 Knüppeln behängt. Nach der Exekution wurden einem löblichen alten Herkommen gemäß Bürgermeister, Gerichtsherren und Magister im Rathskeller auf Stadtkosten bewirthet.

So ging Hannovers verächtlichster Raubmörder zu Ende.

Am Familientische.

Der Ehrenschein.

(Zu dem Bilde auf S. 247.)

Unseren Lesern ist Eduard Stammel eine wohlbekannte Erscheinung, und es ist uns oft aus den Kreisen derselben berichtet worden, sie freuten sich stets, wenn das Dabeim ein neues Bild von Stammel bringe. Er versteht es aber auch, seine Figuren in meisterhafter Weise zu charakterisiren, und wo andere Künstler eine große Anzahl Personen brauchen, um einen bestimmten Moment wiederzugeben, da bewirkt er mit nur wenigen dasselbe. Seinen zeigen Stammels Bilder mehr als zwei Figuren, wie z. B. im „Heiligen Michael“, vor dem das gute dumme Bauernpaar steht, dem der Dief die Tischen erleichtert Dabeim X. S. 629. Oft wirkt er nur durch einen einfachen Kopf, den er aber vorzüglich ausdrucksvoll und in charakteristischer Situation gibt, wie z. B. in den prächtigen Pendants „Ein Schälchen Kaffee“ und „Eine Peise Tabak“ (Dabeim IX, 352) oder im „Winfeladvokaten“ (Dabeim XI, 685).

Auch die beiden Figuren auf unserem heutigen Bilde lassen sofort erkennen, um was es sich handelt. Ein Cavalier der Rococozeit hat eine wüste Nacht verbracht; er ist in eine Spielergesellschaft gerathen, hat verloren und muß am nächsten Morgen schon die Ehrenschuld decken. Es fehlt ihm heute „momentan“ an Geld, und so muß denn der Hebräer herhalten. Derselbe ist auch bereit, und nur ein leichtes Schwanken, ob er unterschreiben soll, Gel vor den hohen Wucherzinsen schwebt über dem edlen aber verlebten Gesichte des Lebemanns — dann nimmt er den Schein aus der Hand des lauernden Wucherers und unterschreibt.

Unter Katzen.

(Zu dem Bilde auf S. 245.)

Es ist nicht jedem wohl unter Katzen. Es gibt nicht wenige Personen, welchen die Annäherung dieser Thiere unerträglich ist, ja die nicht einmal in denselben Räume mit ihnen verweilen können, ohne krank zu werden. Auf der anderen Seite haben die Katzen wieder fanatische Anhänger, zumal unter dem weiblichen und fächerlichen Geschlechte. Die wunderlichen Thiere sind eben ausgeprägte Charaktere, die als solche eben oft Widerspruch wachrufen, wie sie Verwunderung finden. Der Hund verwickelt gewissermaßen mit seinem Herrn, er verzichtet auf den eigenen Willen, jede eigene Selbständigkeit. Bei der Katze geschieht das nie. Sie kann sehr zuthunlich, sogar sehr anhänglich sein, aber sie gibt deshalb ihre Persönlichkeit keineswegs auf. Sie ist eine treue Freundin, aber sie verlangt immerhin gewisse Rücksichten. Wer diese nicht beobachtet, verliert ihre Freundschaft, bekommt ihre Krallen zu kosten.

Die Katze hat oft zum Vorwurf für künstlerische Behandlung gedient. Karl von Holtei hat sie in einer reizenden Novelle „Der Katzen-dichter“ verherrlicht, „Kater Murr“ von E. Th. A. Hoffmann nimmt mit Recht einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte ein, die Bildhauer und Maler sind hinter den Dichtern nicht zurückgeblieben.

Unsere Niery und Maury sind den trefflichen „Katzenbildern“ von Friedrich Specht (7 Blatt Holzschnitt. Stuttgart, Schichardt & Coner) entnommen. Die Katzenbilder sind ganz allerleibst und verherrlichen ihre Heldin in aller möglichen Situation. Hier nimmt Niery ihr Wahl ein, dort lehrt sie die Jugend die edle Kunst des Käufelängens, dort endlich betrachtet sie mit Wohlgefallen die eigene Schönheit im Spiegel. Immer ist sie nach ihrem eigensten Wesen echt künstlerisch dargestellt. Es sind eben nicht schübe Photographien, es sind von Künstlers Hand gefertigte Porträts.

Was die Juden alles schon lange gewußt haben.

Es ist noch nicht lange her, daß Dr. M. Schleiden ein Buch geschrieben hat, in welchem er die wichtigsten wissenschaftlichen Verdienste im Mittelalter den Juden zuschrieb. Anßer in bestimmten Kreisen hat der Genannte jedoch damit wenig Beifall geerntet. Noch weiter als er,

geht jetzt Dr. Hermann Adler, der in einem Vortrag über den Talmud eine sehr große Anzahl der wichtigsten Entdeckungen der Neuzeit bereits durch die alten Juden gemacht sein läßt.

Nach Adler heißt z. B. der Rabbi Gamaliel, der im Jahre 30 nach Christus lebte, bereits ein Lunarium, welches alle Stellungen des Mondes zur Erde und Sonne zeigte. Würde man sagen: damals war ja das Teleskop noch nicht erfunden, so belehrt uns Dr. Adler, daß Gamaliel nicht nur dieses, sondern auch das Mikroskop oder ein ganz ähnliches Instrument besaß. Es heißt nämlich: Rabbi Gamaliel besaß eine Röhre, mit der er 2000 Ellen weit zu Lande oder Meer sehen konnte. Galilei's „per se moovo“ war auch nichts Neues, denn jener Rabbi leitete den hebräischen Namen der Erde von dem Verbium „rennen“ ab, weil sie auf ihres Herrn Gebot durch den Weltkreis rennt. Wir sind immer in der naiven Ansicht befangen gewesen, Benjamin Franklin habe den Blitzableiter erfunden. Indessen ist dieses ein bedauerlicher Irrthum, denn im Talmud steht: „Man soll nicht Eisen aus abergläubischen Beweggründen in den Hühnerhof stellen; geschieht es aber wegen des Donners und Blitzes, so ist es erlaubt.“ Das war im vierten oder fünften Jahrhundert und wenn, meint Dr. Adler, der Grund hierfür auch nicht bekannt war, so geht doch aus der angeführten Thatsache hervor, daß die alten Juden damals schon sehr gute Beobachter der Naturerscheinungen waren.

Eine der größten Wohlthaten für die Menschheit war jedenfalls die Einführung der „Anästhetika“, der schmerzlos machenden Mittel wie Chloroform etc. in die Chirurgie der Neuzeit. Indessen auch diese Mittel waren den Talmudlehrern bereits bekannt, denn es steht bei ihnen zu lesen: „Sie gaben ihm einen Trank zu trinken, der ihn in einen tiefen Schlaf versetzte, so daß an ihm die Operation der Gastrotomie vorgenommen werden konnte.“

Desgleichen werden bereits Schiffs- und Viehver sicherungs-gesellschaften im Talmud erwähnt und ebenso das Einsetzen künstlicher Zähne, sowie das Plombiren derselben mit Gold. Da, wie sich herausgestellt hat, bei uralten ägyptischen Mumien schon mit Gold eingesezte künstliche Zähne entdeckt wurden, so müssen wir zum Schmers des Herrn Dr. Adler die Priorität dieser Entdeckung leider den Juden aberkennen und, was die übrigen Entdeckungen betrifft, die zur höheren Ehre der Juden hier vorgetragen wurden, so müssen wir allerdings gestehen, daß Herrn Dr. Adlers Argumente uns wenig beweiskräftig erscheinen. Wenn aber die Juden in der That alle jenen Entdeckungen und Erfindungen gemacht hätten, so steht wenigstens das eine fest, daß sie nichts damit anzufangen wußten und sie nicht zum allgemeinen Wohle ihrer Mitmenschen verwertheten. Th. M.

Briefkasten.

Mehreren miltärischen Abonnenten: Sie haben ganz recht, aber wir zweifeln nicht daran, daß der Solbat auf Reisen in mehrere Schachschachnummer die Verleumdung mancher von sich gewieft hat. Man kann es schließlich dem Kameraden dem Koch, selbst nicht verzeihen, daß herbe — weiblich und unbesonnen wie er ist — mit der Dienstinstruktion wenig vertraut ist und nicht weiß, was er thut. — S. V. in Zt. Wir werden mit beratigen Witten demachen überlassen, daß wir sie schließlich nicht berückichtigen können. — W. S. in S. Wie sollen wir, die wir Sie nie gesehen haben, Ihnen sagen, welchen Preis Sie erweisen sollen? Werden Sie sich noch an ältere Freunde. — S. Z. in Zt. Franzose. Wie haben an Sie geschrieben. Die zweite Aufschrift war durchaus willkommen. — A. K. in V. Wir können von Ihrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen. — V. R. in S. Wenn Zeit, aber für uns nicht verwendbar.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortf.) Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. Zweite Abtheilung. 1. — Nüchterne Beobachtungen am Bienenforde. Von Th. Schumann. — Der Raubmörder Hanebuth. Ein Lebensbild aus dem 30jährigen Kriege. Von August Jäger. — Am Familientische: Der Ehrenschein. Zu dem Bilde von E. Stammel. — Unter Katzen. Zu dem Bilde von Fr. Specht. — Was die Juden alles schon lange gewußt haben.

Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Pöschel-Expedition (Wetzlar & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Kuehner in Leipzig.



Sozialdemokrat Abgeordneter Noth in einer Vorstadt Berlins vor Arbeitern sprechend. Nach dem Leben.

eines
t sollte.
nd der
g ging
nernen
meißter
haupt-
hierauf
ste be-
amnte
rgönnt
if das
ehängt.
ommen
Raths-

Ende.

en Tal-
Meinzeit

ahre 30
gen des
als war
er, daß
in ganz
iel be-
r sehen
u jener
ennen"
t. Wie
ranftin
edauer-
en aus
icht es
is war
ter, der
führten
Prob-

benfalls
Mittel
n auch
es steht
der ihn
der Ga-

angä-
t künst-
wie sich
ld ein-
Schmerz
ubden
jöhernen
rdings
kräftig
stungen
st, daß
meinen
W.

auslein
rbindung
um Koch
mit der
in Zi.
terdings
nie ge-
sch doch
schrieben.
men von
Behen

ontane.
ite Ab-
Bon
ld aus
ntische:
Klagen.
lange

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Historiker der Socialdemokraten.

Wer von uns älteren hat es nicht einmal erlebt, daß ein junger Mensch eine Gesellschaft dadurch in gemischte Gefühle versetzte, daß er plötzlich laut und energisch erklärte, daß seiner Ansicht nach Goethe eigentlich kein Dichter gewesen sei, daß Goethe im Grunde nichts von der Verfassung Englands verstände oder daß die Madonna Sirtina bei Licht besehen, dem Künstler, der sie entziehen ließ, keineswegs zur Ehre gereiche. Ich muß gestehen, daß solche Paradoxien mich immer für den betreffenden jungen Mann einnehmen, denn es ist meiner Ansicht nach ganz in der Ordnung, daß der begabte Jüngling die Welt zunächst einmal auf den Kopf stellt, um — sie dann im Schwelge des Angehtes und mit Anstrengung aller Muskelkraft wieder selbst aufzurichten.

Ehr viel bedenklicher ist dieser Vorgang freilich, wenn er sich in den Köpfen der Anhänger einer jungen Partei wiederholt, namentlich dann, wenn dieselbe in der Lage ist, Experimente auf anderer Leute Kosten anzustellen. Ist diese Möglichkeit aber durchaus ausgeschlossen, sind wir sicher, daß es sich nur um einen akademischen Prozeß handelt, so behält es einen eigenen Reiz zu beobachten, wie sich die Welt in einem Kopfe malt, der von den Bedingungen der Kultur entweder wirklich nichts weiß oder aber sich dieser Kunde freiwillingig und gewaltsam entäußert hat.

Nun ist aber die socialdemokratische Partei jung, sehr jung, und an Experimentieren ist bei ihr nicht zu denken — wer kann es ihr da übel nehmen, wenn sie recht jugendlich auftritt und als Partei wie in den einzeln Haupten ihrer Lieben mit allen bisherigen Voraussetzungen kurz und präcise reinen Tisch macht.

Wir alle sind neuerdings durch die Polemik des Herrn Joh. Most contra Kommissen — wenn anders wir irgend Sinn für Humor hatten — nicht wenig beunruhigt worden. Die Idee, daß ein junger Mann, welcher das Buchhändlergewerbe erlernt hat und keine bescheidenen Kenntnisse den Aufstiegsstufen, welche er dem Staatsanwalt verdankt und den Gefängnisstrafen schuldig ist, über einen Kommissen, einen Treitschke zu Gericht sitzt, hat in der That für uns von vornherein etwas unangenehm belustigendes. Es lohnt sich wol der Mühe, uns den selbständigen Mann, der sich bezaufen fühlt, in die deutsche Gesellschaftsordnung zu bringen, näher anzusehen.

Joh. Most ist am 5. Februar 1816 in Augsburg geboren und katholisch getauft. Gegenständig aber ist er, wie er nicht ohne Stolz sagt: Atheist. Er hatte, wie schon erwähnt, ursprünglich einen Beruf ergriffen, der ihn nur mit dem Keuchern der Bücherwelt bekannt machte, er scheint aber schon früh den Kleidertrieb mit dem Tintenfaße verknüpft zu haben und aus der Werkstatt auf den Markt des Lebens getreten zu sein, wenigstens hat er — seiner eigenen Aussage nach — schon gegen 40 Mal vor Gericht gestanden, wie es scheint, in der Regel wegen Verleidigungen, mitunter aber auch wegen Hochverrats, Majestätsbeleidigung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Unter diesen Umständen hat er sich hübsche Kenntnisse in der Praxis der Gefängnisstrafe erworben und diese denn auch insofern zum Nutzen des Vaterlandes verwendet, als eine heftigste von ihm verfaßte Denkschrift — ein kind seiner Mühe in Blößen setzend — Anlaß zu einer Reichstagsdebatte gab, die viel schätzbare Material zu Tage förderte. Die Landesanstalt zu Weidau mit ihrem genialen Leiter D'Altinge, der „Nothe Thurn“ zu Chemnitz, das Gefängnis von Wittenberg sind die Stätten, an deren Gestade sein Schiffslein zu längerem Verweilen vor Anker ging, und deren Organisation der regsame Gefangene zum Gegenstand seiner eingehenden Studien machte.

Bei allen anderen Parteien wäre ein solcher abenteuerreicher Lebenslauf dem Fortkommen entschieden hinderlich, wir sehen aber schon, daß die Socialdemokraten zunächst noch die Welt auf den Kopf stellen. Herr Most wurde bald ein geschätztes Mitglied der Partei, Redacteur, Agitator, endlich sogar Mitglied des Reichstages und als solcher Repräsentant der deutschen Nation.

Als solcher wäre er nun wol durch die Leitung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zu sehr in Anspruch genommen worden, um noch historische Studien treiben zu können, wenn nicht ein gütiges Geschick in Gestalt des Staatsanwaltes Tschendorff ihm die nötige Ruhe verschafft hätte. Herr Most hielt nämlich am 23. März des Jahres 1874 in einer Berathung der socialdemokratischen Arbeiterpartei in Berlin eine Rede, in welcher er sich der weiland Pariser Kommune in wärmster Weise annahm und das Institut der stehenden Armeen überaus eueratisch verurtheilte. Diese Rede, in der übrigens schon einiges historisches Wissen latent wurde, brachte ihm 19 Monate Gefängnis ein, die er im Zusammenhang mit noch zwei von dem Leipziger Gerichtshof diktierten Monaten in Wittenberg — in der Bastille von Wittenberg — wie er sagt, verbrachte. Während dieser Zeit hat er ein Tagebuch geführt, das er ausgiebig veröffentlicht hat und das, auch abgesehen von dem Licht, welches es über den Entwicklungsengang des Helden dieser Skizze verbreitet, sehr interessant ist. Anfangs wollte man den Proletarier — als solcher bezeichnet sich Herr Most mit Vorliebe — auch als Mann aus dem Volk, d. h. wie alle anderen Gefangenen behandeln. Dagegen sträubte er sich aber gewaltig. Das fähle Rad des praktischen Lebens bewirkte bald die nüchternere Erkenntnis, daß in der Praxis selbst ein freches Buchhändlergesele, der sich auch nur die Bildung, die zur Redaktion eines socialdemokratischen Blattes gehört, angeeignet hat, von den Anschauungen und Empfindungen eines gewöhnlichen Tagelöhners durch eine weite Kluft getrennt ist. Er holte den Literatenfrack aus dem Schrank, zog die Stute Preisbestrafung aus dem Stall und ritt gar stattlich darauf herum. Daraus entwickelte er eine bewunderungswürdige Energie im Beantworten des vorhandenen Intanzuzuges. Wie er sich nicht hatte einverleiben lassen, ohne vom Stadtgericht an das Kammergericht zu appellieren und hinterher die Kassationsklage beim Obertribunal einzureichen, so generalisirte er auch im Gefängnis, nachdem er zunächst die Geduld des Direktors auf das äußerste in Anspruch genommen hatte, zunächst bei der Kassationskommission, dann beim Justizminister, endlich beim Reichstage. Er that das aus Princip, es ist kein Grundfals, jeden Streithandel bis zu den Grenzen der Möglichkeit auszuweichten.

Wir sagten, daß Herr Most schon damals nicht ohne historische Kenntnisse gewesen sein könne. Folgender Akt der Kritik mag das beweisen. Der Prediger der Anstalt schickte ihm in den ersten Tagen einige Bücher, darunter: „Die Geschichte eines gewissen Friedrich“, vulgo „Der Große“, von Garlieb, bekanntlich ein Produkt der lächerlichsten Selbstanbetung. Ferner eine Biographie des „Urschiffers Clausius“. Auch unser Blatt wird ihm gebracht: „Der 1871 Jahrgang des Dahnens“, angefüllt mit Nordparatismus und höherer Franzosenhärei. Der Anfang einer Novelle, betitelt „die Helden der Arbeit“, war mit einem Vermuthung entzweifelnd, alsbald als des Pudels Kern: die Verächtlichmachung der Arbeiterbestrebungen.“

Diese Zeit war gleichsam die Hochschule. Gute Freunde und die Gefährlichkeit verließen ihn reichlich mit Letztere. „Ja, ich darf es offen bekennen: mein Wissen verdanke ich meinen Gefangenschaft“, sagt Most selbst. Mit seinen Kenntnissen wuchsen auch seine kritischen Reigungen. Am 31. März schreibt er in sein Tagebuch: „Ganz kurz vor meiner Entlassung waren von einem gewissen Treitschke (es ist Heinrich der Treitschke gemeint, der unter den Vorkämpfern des Tages eine Rolle spielt, wahre Kapusinaden gegen die Socialdemokratie losgelassen worden, in welchen der letztere alles mögliche und unmögliche angehängt wurde und die beim biedern Alltagsvolken hindernißreichen Anstöße fanden, obgleich selbst ein Professor (geht wol auf Schmoller) sich veranlaßt sah, dem Drachentöchter seine hohen Zähne auszuweisen und an den Kopf zu werfen.“

Man sieht: von hier bis zu dem Angriff auf Kommissen ist kein Schritt mehr.

Sehen wir aber von diesen Thorheiten ab, so ist es immerhin erstaunlich, welche eine Bildung unter Held sich zwischen Arbeiterversammlung und Anstaltgeban und im Gefängnis angeeignet hat. Wunderlich genug nehmen sich ja die Vorstellungen aus, die vielen datsich-schwabischen Mann mit dem heißblütigen, hartnäckigen Temperament erwallen. Für ihn verhält die Menschheit in zwei Klassen: in eine von Natur los geartete Klasse, die in Karossen fährt, Champagner trinkt und den Töchtern der armen Fabrikarbeiter nachstellt und in eine andere, die tugendhaft und geistig angestrebt, in Roth, Schmutz und Elend verkommt. Von den Elementen der Menschheit kennt er keine Rede: Wenn die Menschen schlecht sind, so sind sie es nur, weil die staatlichen Organisationen sie schlecht machen; wenn Kriege entstehen, so geschieht das nur, weil die bösen, kriegerischen Parteien, die guten, friedliebenden Völker dazu verführen. Wird nur erst der socialdemokratische Staat geschaffen, so wird alles gut werden. Die Menschen werden dann alle fleißig und glücklich sein und sich lieb haben und die Völker gleichfalls. Wunderbar man sich aber darüber, woher es kommt, daß diese guten Menschen zunächst wenig Lust haben, dieses Ideal eintreten zu lassen, so thut man unredt. Der von Natur so göttlich angelegte Arbeiter wird eben von den schlechten oberen Volksklassen systematisch verdrängt. „Man blide um sich! Schon in der Schule lübt der Lehrer — selbst ein Proletarier trauriger Sorte — den Sinn des Kindes zu veräffeln, indem er es in den Rationalitätsbücheln einwidel und ihm einen Haß gegen die Bevölkerungen anderer Länder in die Seele pflanzt, einen gewissen Dünkel erweckt und solchermaßen den wahren Feind des Volkes den Willen entzieht. Was die Ruthe des Schulmeisters von gebundenen Menschenverstande übrig läßt, das treibt der Drillstab des Korporals später vollends heraus. Und sollte wirklich noch ein fünfziges Wüthenmüß am Leben bleiben, so erstickt dasselbe gewöhnlich hintennach der Zeitungsschreiber.“ An dieser Stelle ist der „Passe“ vergessen, der sonst mit üblichen kernschmerzigen Gesicht vorgeführt und nach Gebühr zum grüßeln machen verwendet wird.

Trotz alledem und trotz der gelegentlich rohen Sprache verführt Herr Most über ein — mit Rücksicht auf seine Entziehung nämlich — nicht unbedeutendes Wissen. Ebenso ist seine Schreibweise — selbst wenn man den Umfang geübten Rechnung trägt, daß die socialdemokratischen Schriftsteller ja nur wiederholen, was ihnen in unzähligen Partei- und Volksversammlungen immer und immer wieder vorgelesen worden ist, eine gewandte und durch ihre scheinbare Folgerichtigkeit fesselt. Mitunter trägt sie einen ausgeprägten militärischen Charakter wie z. B. in der folgenden Schilderung der socialdemokratischen Agitation: „Straßenscharmata entzündet der Socialismus seine Wiltsonare, die geschwundenen, aber dem ungeschickten rasilos thätigen Agitatoren, welche die neue Idee in unzähligen Parteien und immer weitere Kreise, gleichsam magnetisch hineinziehen in die allgemeine Bewegung. Hinter diesen Quartiermachern folgt auf der Stelle das schmerzliche Geschick der Presse. Kaum hat der Socialismus irgendwo seine Wurzel gefaßt, so erstickt er so gleich ein Geschick, versehen mit einer unübersehbaren Batterie. Zeitungen werden in's Leben gerufen, Buchhandlungen eingerichtet. Aus den Ceterastaten gehen Ehrengeheime heraus, denen die dicken Schabel nicht Stand halten können; und die Schnellpressen canoniren darauf los, daß vom allgemeinen Dummheitswalle des Imperator des Massen die Erben der Reaction um die Ehren fliegen. Hinter den geräuschvoll stehenden Agitatoren folgt der stille Mäurer der Colportage, welcher überall seine Dynamitpatronen der Brochüren-Literatur ausstreut und die ihm in den Weg gelegten Stinkköpfe der Socialistenfemide vorsichtig aufhebt und diesen selbst in die Nozere wirft.“

Das, was er vorbringt, ist doctrinär und hohl, aber es ist mit einem offenen Sinn aufgelegt und wird mit ebenso viel Verstand wie Rücksichtslosigkeit wiedergegeben. In Summa: Man kann bei diesem wie bei manchem anderen Socialdemokraten nicht umhin zu bebauern, daß das Geschick ihm eine tüchtige Schulbildung verweigert. Ein einziges Semester in einem historischen Seminar — und er hätte weder Kommissen, noch Treitschke noch viele, viele andere Dinge und Personen je angegriffen und wäre jetzt vielleicht ein wirklicher Historiker statt nur zu sein — der Historiker der Socialdemokraten.

Th. S. P.

Wann sollen wir zu Mittag speisen?

Der Aufsatz: „Wann sollen wir zu Mittag speisen?“ in der Beilage zu Nr. 9 unseres Blattes hat, wie vorauszusehen war, vielfach Widerspruch erfahren. Frauen und Männer haben gleichermaßen Front gegen ihn gemacht und die heimliche Sitte vertheidigt.

Wir können nun natürlich nicht alle in dieser Angelegenheit bei uns eingelaufenen Zuschriften ganz abdrucken und müssen uns daher auf eine Blütenseite beschränken, in welcher wir wenigstens den betonten Gesichtspunkt hervorzuheben bemüht sein werden.

Ein Seemann in Bremen, der die patriotische Seite der Frage betont, möge dem Reigen eröffnen. „Ich möchte eine verehrliche Redaktion doch bitten“, schreibt er, „nicht so vielen Rednern und Schriftstellern nachzuahmen, wenn selbe solch undeutliche Sitten, Gewohnheiten und auch Gesetze uns als Beispiele zur Nachahmung vorhalten. Unsere Sitten zc. sind doch nichts willkürlich Gemachtes, sondern etwas geschichtlich Gewordenes. Wir sind, daß kein Volk sich so schwer in die Eigenartlichkeit fremder Völker rufen, als die Engländer und sollten daher nicht durch die schiefen Urtheile einzelner Individuen jener Nation uns verleiten lassen, ihre Gebräuche als nachahmungswürdig hinzustellen. Woher sollen wir sogenannten geringen Leute Liebe zu Stolz auf unsere deutsche Art und Weise herbekommen, wenn bei jeder Gelegenheit bald über diese, bald über jene Gewohnheit oder Sitte losgezogen wird?“

Derselbe Herr betont ferner, daß die englische Sitte entschieden kostspieliger und für die Hausfrau unbequemer sei, woher denn auch in denjenigen Ländern, in welcher sie besteht, die kleinen Leute sie nicht mitaahmen. Vom Standpunkte der wohlhabenden Bevölkerungsklassen aus und zwar speciell für Berlin behauptet unsere Frage eine Berliner Dame, die wir hier Frau A. A. nennen wollen.

„Vielles, was in dem Artikel ausgeprochen worden ist“, schreibt diese Dame, „ist ebenso wahr als praktisch, denn wer könnte leugnen, daß man am Vormittag mehr aufseht als zur Arbeit, als am Nachmittag, daß ein Diner beim Schein der Lampe etwas unendlich trauliches, und die Kaffeegesellschaften große Schattenseiten haben, einen herrlichen Nachmittag und unbeschäftigten Abend, gar nicht davon zu reden, welche Nachtheile der Gewohnheit dieser Sittlichkeit auf den Magen ausübt.“

Wenn nun wahrscheinlich für Hamburg, wo die Lebensweise sich schon nach der in England üblichen richtet, sechs Uhr abends die passende Stunde für das Diner ist, so dürfte für Berlin, wo man im ganzen zeitig aufsteht und nicht so spät zur Ruhe geht, eine etwas frühere mehr geeignet sein.

In Rücksicht auf das getrennte Familienleben und die weiten Entfernungen hat ein großer Theil der Berliner Schulen die Unterrichtsstunden auf den Vormittag von acht bis ein Uhr verlegt, jedoch ein am zwei-sprechender Familienwater die einen in Ruhe um sich versammelt steht. Will man aber lieber eine spätere Stunde wählen, so wäre es am besten die, welche bei Hofe und in den Hotels ersten Ranges eingehalten wird, nämlich um vier Uhr nachmittags. Denn wer um 4 Uhr abends dinst, würde sich durch die Freuden der Tafel um die schönsten geistlichen Genüsse der Hauptstadt bringen, an welchen sich in den späteren Nachmittag- und frühen Abendstunden Geist und Sinn erquicken kann. Zwischen fünf und acht Uhr wird der größte Theil der geistvollen wissenschaftlichen Vorträge gehalten, deren Themata in Berlin, die mannigfaltigsten sind und die sich einer regen Theilnahme des gebildeten Publikums erfreuen; gegen sieben Uhr beginnen die königlichen Schauspiele; zwischen fünf und acht Uhr ist in der Zeit vor Weihnachten die Ausstellung der wunderbaren Transparenzgemälde mit Begleitung des Domorgans, welche zu betrachten der Berliner fast als eine Vorbereitung auf das Christfest Bedürfnis geworden ist. Ebenso wird Sonntags der Abendgottesdienst zwischen sechs und sieben Uhr, der an die Stelle des früheren Nachmittagsgottesdienstes getreten, sehr besucht und nicht bloß von Personen aus den niederen Ständen. Gleichfalls zwischen sechs und sieben Uhr finden während der Fastenzeit die herrlichen liturgischen Andachten statt.

Nicht minder zu bedenken ist es, daß durch ein Diner um sechs Uhr abends die Dienstboten, die doch auch auf Sonntagsruhe und Erholung Anspruch machen dürfen, ihren freien Sonntag Nachmittag verlieren, da man sich in der Hauptstadt des deutschen Reiches schwerlich entschließen wird, am Sonntag, wie in Schottland, von kalter Küche zu leben.

Mit noch andern Berliner Einrichtungen stimmt ein zu spätes Diner wenig überein. Um elf Uhr abends stellen bekanntlich die Pferdebesenbahnen ihre Fahnen ein und es tritt, sobald diese Stunde geschlagen hat, für die Droschken der doppelte Preis ein. Da nun für Damen ohne männlichen Schutz zu Fuß noch Hause zu gelangen fast unmöglich ist, finden alle abendlichen Zusammenkünfte im Kreise von Freunden vor dieser Stunde ihren Abschluß, von größeren Festlichkeiten selbstverständlich zu geschweigen. Häre man also erst nach acht Uhr zusammengekommen, so würde die Zeit des Beieinanderseins eine unendlich kurze sein, den weiten Wegen, die der Einzelne von seiner Wohnung bis zu der der betreffenden Familie zurückzulegen hat, gar nicht entsprechend.

Dem Briefe eines Herrn, der lange im Auslande nach englischer Sitte gelebt hat, entnehmen wir folgendes: „Das 6 Uhr-Diner ist durchaus eine Einrichtung für reiche und mehr oder weniger mühsame Leute. Es hat nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man — wie das ja in den großen Städten des Auslandes meist geschieht, — die Nacht zum Tage macht, so daß es dann wiederum die Mitte des Gesellschaftstages ausmacht. Die Mühsiggänger und diejenigen, welche ihr Beruf nur auf wenige Stunden in Anspruch nimmt, fühlen sich bei dieser Ordnung sehr wohl. Wer nun zwischen 10 und 11 Uhr aufsteht — ich habe manches Jahr so gelebt — und nach dem Diner garnicht mehr arbeitet, dem ist es gerade recht, langsam und behaglich von 6—7 zu dinsten, dann noch einen Blick in die Abendblätter zu werfen und nun in die Oper zu fahren oder nach einem Stündchen Schlaf eine Gesellschaft zu besuchen. Man kommt dann um zwei nach Hause und hat einen hübschen Zeitraum für die geselligen Freuden gehabt. Alle diejenigen aber, die nicht schon um 6 Uhr Schlaf machen können, reiben sich bei dieser Lebensweise einfac auf. Und das ist natürlich. Man sitzt von 6—7 Uhr bei Tisch, ploubeirt dann bis etwa 10 Uhr mit den Seinigen und arbeitet bis drei Uhr

morgens. Ich wiederhole: für die Mühsigen und Reichen ist diese Lebensweise geeignet, aber auch nur für diese, denn sie ist auch sehr theuer. Die Verfasserin Ihres Artikels irrt, wenn sie annimmt, daß das Diner das Souper ausschließt. Das geschieht keineswegs, man nimmt nur letzteres später ein, um 11 oder 12 Uhr. Man servirt in Ländern mit englischer Lebensweise einer Gesellschaft regelmäßig ein mindestens ebenso reichliches Abendbrot wie bei uns. Das ganze Institut ist eben nichts anderes als eine Verschiebung des Tages in die Nacht hinein.

Wir geben endlich noch einer auch uns gegenüber anonym gebliebenen Dame das Wort, welche wesentlich das bürgerliche Haus ins Auge faßt. Diese schreibt:

„In dem besagten Artikel wird uns empfohlen, unser gewohntes Mittagessen, das in Deutschland meistens in die Stunden von 12—2 Uhr fällt, nach englischer Sitte auf 6 Uhr nachmittags zu verlegen, weil durch diese Einrichtung bedeutende Ersparnisse an Zeit und Geld gemacht werden könnten. Wie das möglich ist, will mir noch nicht recht einleuchten. Die geachtete Verfasserin hat jedenfalls nur von ihrem Standpunkte aus geurtheilt und gewiß nur in Verhältnissen gelebt, in denen ein etwas Mehr oder Weniger an Zeit und Geld nicht in Rechnung kam. Von dem Standpunkte aus, den ich und viele andere in unseren bescheidenen Verhältnissen einnehmen, betrachtet, sieht die Sache ganz anders aus.“

Wir sind leider nicht alle in der glücklichen Lage, außer einem Hausmädchen noch eine besondere Köchin halten zu können; in den meisten Fällen müssen wir uns damit begnügen, beideämter in Einer Person zu vereinigen, und solche Verhältnisse zählten noch mit zu den günstigsten; in wie vielen Häusern ist bloß ein Stubenmädchen oder gar nur eine Aufwärterin zu finden, und die Hausfrau muß selbst die Stelle der Köchin vertreten. Da ist es denn immer am leichtesten und bequemsten, auch zugleich die Vorbereitung zum Mittagessen zu treffen, das zur gewohnten Stunde eingenommen wird. Dann ist der ganze übrige Tag frei für Handarbeiten und wohlverdiente Erholung. Wo bleibt aber die freie Zeit, wenn die Hauptmahlzeit erst um 6 Uhr gehalten wird? Hat man über mehrere Dienstboten zu verfügen, von denen jeder seine zuweisenden Arbeiten verrichtet, und die Hausfrau nur anzuordnen braucht, so mag das etwas anderes sein, aber ich rede, wie gesagt, nur von unseren bescheidenen Verhältnissen, in denen jede Hausfrau selbst mit zugreifen muß. Kann sie das aber, wenn sie schon für den Tag Toilette gemacht hat, oder kann sie im andern Falle Besuche annehmen oder Besuche und Ausgänge machen, so lange sie noch in ihrem Morgen- und Arbeitsanzuge steht?

Jede Hausfrau, die es einigermaßen redlich meint mit ihren Pflichten, muß mir zugeben, daß unser ganzes Sinnen und Trachten doch nicht einzig und allein darauf gerichtet sein darf, nur die Bedürfnisse des Magens zu befriedigen, in einem reellen bürgerlichen Haushalte ist doch noch so vieles andere zu thun, da muß genäht, neu gemacht und geflickt und geflickt und veränderte andere Arbeiten vorgenommen werden, welche dazu dienen, die mannigfaltigen Haushaltsgegenstände und etwaigen Vorräthen in gutem Stande zu erhalten. Ich frage nun: woher nähmen wir die Zeit zu solchen Beschäftigungen, wenn wir fast den ganzen Tag dem Mittagessen widmen müßten? Einen Tag läßt man sich das wohl gefallen, auch wohl ein paar Tage, aber so immer fort, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein? Das geht nicht. Und fremde Hilfe dazu nehmen? Da kommen wir schon ganz unvermerkt zu dem zweiten Punkt, nämlich dem, daß das späte Mittagessen eine Kostenersparniß sein soll. — Also wenn man das Bett verlassen hat, nimmt man das Morgenbrot ein, dann gegen 1 Uhr ein zweites Frühstück — um mich durchaus deutscher Ausdrücke zu bedienen — das doch selbstverständlich reichlich sein und wieder aus Brot, Butter, kaltem Aufschnitt oder sonstiger kräftiger Jufost bestehen muß, wenn es bis zu der Hauptmahlzeit vorhalten soll. Ich muß nun aufrichtig gestehen, ich halte es durchaus nicht für gut und gesund, den ganzen Tag nur von Brot zu leben und namentlich solchen Kindernagen darunter. Nun höre ich wohl einwenden: aber, so machen Sie doch aus dem zweiten Frühstück ein warmes, dann ist dem Uebel ja abgeholfen; ja, wo bleibt denn da die gepriesene Zeit- und Kostenersparniß?

Und nun noch der letzte Punkt. Die verschiedenen Thee- und Kaffeegesellschaften, welche die Verfasserin des Dabeimartikels ziemlich hart mitnahm, will ich gänzlich unerwähnt lassen, denn der Punkt, den ich eben im Auge habe, scheint mir unendlich viel wichtiger: Was würden unsere Dienstboten dazu sagen, wenn wir die ganze, bis jetzt bestehende Tischordnung umstießen? Ueber diese Frage werden viele die Nase rümpfen und meinen: was haben wir uns denen gegenüber über unser Thun und Handeln zu verantworten? — Das haben wir aber in der That, denn ohne unsere Dienstboten dürfen wir nicht rechnen. Beschäftigt ein Mädchen fast den ganzen Tag mit Hausarbeiten und den Vorbereitungen zum Mittagessen, erst dann um 6 Uhr, oder auch schon um 5 Uhr, dann überläßt ihm das Abräumen des Tisches, Geschirrwaschen und alle die hundertlei kleinen Arbeiten, die auch das einfache Mittagessen im Gefolge hat, wo bleibt alsdann die freie Zeit für ein Mädchen, die es nothwendig braucht, um auch seine Angelegenheiten zu ordnen? oder meint Ihr, das wäre nicht nöthig? Ein Dienstmädchen, das es ehrlich meint, verdient sein Brot, weiß Gott, sauer genug und deshalb muß ihm auch die genügende Zeit zur Erholung gelassen werden, sonst kann ich es keinem Mädchen verdenken, wenn es einen solchen Dienst aufgibt, um einen bequemeren dafür zu suchen. Es ergibt sich nach allem diesen von selbst, daß nicht in Einem Punkte Aenderungen getroffen und altgewohnte Verhältnisse umgestoßen werden können, um dafür fremde Sitten einzuführen, ehe nicht die ganze Lebensweise und die Gewohnheiten einer ganzen Nation von Grund aus umgearbeitet und anders geworden sind. Und dazu wird es hofentlich nie kommen!

Also, wer von Euch Hausfrauen auf meiner Seite steht, hebe den Finger hoch und gelobe, unter gutes deutsches Mittagessen auch fortan in der gewohnten Mittagsstunde bereit zu halten und so wenig wie möglich fremde Sitten zu adoptiren, denn erstlich ist es dem deutschen, resp. preussischen Selbstheil untrer Männer angemessener, und zweitens ist es auch untrer, als deutscher Hausfrauen, würdiger, das heilige Herdfeuer untrer Vätermütter ganz in deren Sinne zu hüten und zu wahren!

